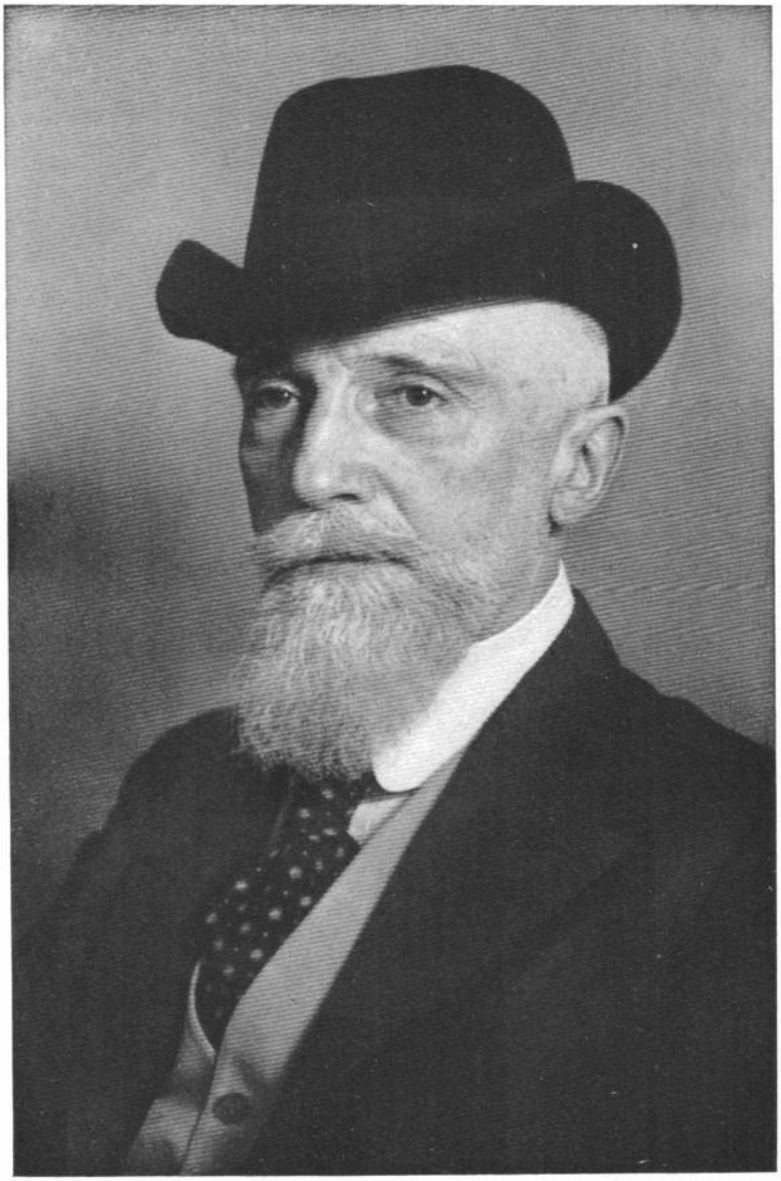
P. PHILIPPI

Die kleine Stadt und ihre Menschen

Bilder · Erlebnisse · Gedichte

43 TEILS MEHRFARBIGE KUNSTDRUCKTAFELN EINFÜHRUNG: CARL MEISSNER



P. PHILIPPI

P. PHILIPPI

Die kleine Stadt und ihre Menschen

Bilder · Erlebnisse · Gedichte

43 zum Teil mehrfarbige Kunstdrucktafeln

Einführung von Carl Meißner

14. bis 19. Tausend

WALTER HÄDECKE VERLAG STUTTGART · WEIL DER STADT

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht, vorbehalten
Jeder Nachdruck, auch auszugsweise, ist verboten!
Satz und Druck 1949
Text: Stähle & Friedel, Stuttgart
Bildtafeln: Graphische Kunstanstalten F. Bruckmann K. G., München
Printed in Germany
Copyright 1949 by Walter Hädecke Verlag in Stuttgart

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Hermann Gradl, Der schöne deutsche Süden
Die Seele unserer Heimat in Bildern

Das Land der Franken, Bayern, Schwaben und Alemannen abseits der großen Verkehrswege. Mit 108 zum Teil mehrfarbigen Kunstdrucktafeln. Text von Ludwig Ankenbrand. Halbleinen DM 9.50

INHALTSVERZEICHNIS

Zum Geleit . . . . . Seite 7

Die kleine Stadt und ihre Menschen in Bildern von P. Philippi (Carl Meißner) „ 9

Erlebnisse mit meinen Modellen . . . . . „ 27

Pegasus und Pegasinus. Lose Blätter aus ernsten und heiteren Mußestunden . . . . . „ 33

Vergißmeinnicht / Mai / Maientag / Im Anker / Der seltsam verliebte Handwerksbursch / Im Löwen / Im Gasthof Mondschein An die Cigarre / Schlawinerlieder im Jugendstil (1900—1914): Nocturno Furioso / Wenn ich eine Mähne hätte . . . / An Sonja An die Ferne / Die verdorbene Auster.

BILDERVERZEICHNIS

Mehrfarbige Kunstdrucktafeln

Bild 1 Feiertag . . . . . Seite 8

„ 2 Großmutter vor Weihnachten . . . . . „ 9

„ 3 Beim Krämer . . . . . „ 12

„ 4 Der Zeitungsleser . . . . . „ 13

„ 5 Der Junggeselle . . . . . „ 16

„ 6 Herr Weinberger . . . . . „ 17

„ 7 Morgenstunde . . . . . „ 20

„ 8 Gemeindesorgen . . . . . „ 21

„ 9 Der Student . . . . . „ 24

„ 10 Fränkischer Bauer . . . . . „ 25

„ 11 Im Hausflur . . . . . „ 32

„ 12 Grüß Gott . . . . . „ 33

„ 13 Mechthild . . . . . „ 40

„ 14 Meine Tochter . . . . . „ 41

BILDERVERZEICHNIS

Einfarbige Kunstdrucktafeln

Bild 15 Nikolausmarkt
„ 16 Studie zu „Morgenstunde“
„ 17 Das Schriftstück
„ 18 Lachende Frau (Studie)
„ 19 Am Stammtisch
„ 20 Studienkopf
„ 21 Tante Adelchen
„ 22 Der Ortsvorsteher
„ 23 Am Philosophenweg
„ 24 Studienkopf zu „In der Sommerfrische“
„ 25 In der Sommerfrische
„ 26 Tante Lotte
„ 27 Arbeitspause
„ 28 Annchen von Tharau
„ 29 In angeregter Unterhaltung (Studie)
„ 30 Mann mit Hauskäppchen
„ 31 Besuch
„ 32 Alter Mann mit Hut
„ 33 Winkelweisheit
„ 34 Mann mit Tasse
„ 35 Weihnachtsmarkt
„ 36 Lesender Mann
„ 37 An der Haustüre
„ 38 Studie zu „Beim Krämer“
„ 39 Der Landwirt
„ 40 Mann mit langer Pfeife
„ 41 Hinterm Ofen
„ 42 Bildnis F. M.
„ 43 Bildnis v. B.

Zum Geleit

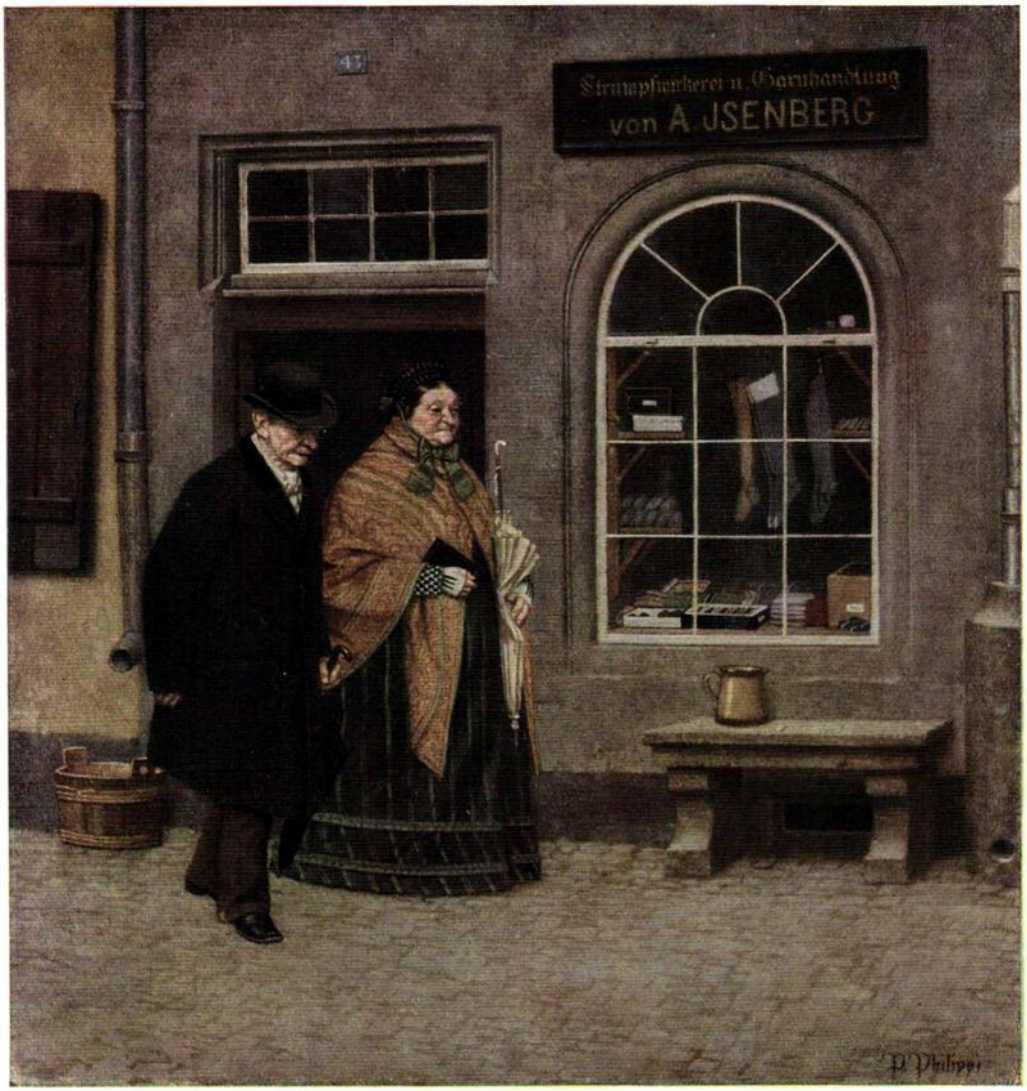
Es war nicht leicht, alle die hier wiedergegebenen Originale für die Reproduktion zusammenzutragen. Mit wenigen Ausnahmen in Privat- und Galeriebesitz, mußten sie in monatelangen Mühen gesammelt werden. Dank gebührt den Besitzern der Bilder, die uns durch ihre liebenswürdige Bereitwilligkeit die Reproduktion ermöglichten.

Manche der gewünschten Bilder waren leider nicht erreichbar. Von den zahlreichen Bildnissen bringen wir nur einige Proben, ebenso haben wir von den Darstellungen aus anderen Gebieten der Malerei, die dem Thema des Buches fernliegen, abgesehen.

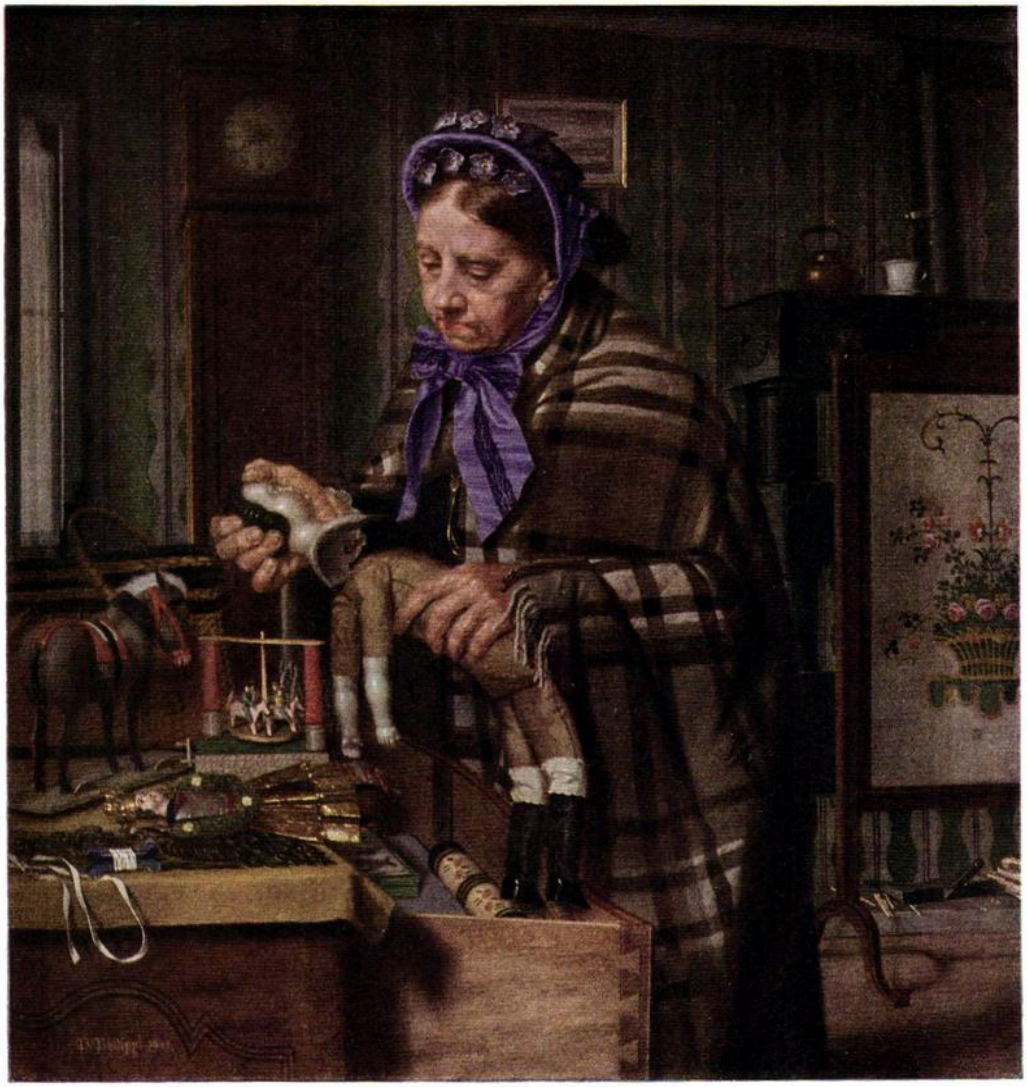
Prof. Philippi hat die weiteren Veröffentlichungen aus seinem Lebenswerk, die diesem so freudig aufgenommenen Bande folgen sollten, leider nicht mehr miterlebt, er starb in Rothenburg ob der Tauber am 17. August 1945.

Wir betrachten es daher als eine ehrenvolle Aufgabe, diese mit ihm gemeinsam geplanten Veröffentlichungen möglichst bald folgen zu lassen.

Der Verlag



Feiertag (1899 — wiederholt 1922) 1



Großmutter vor Weihnachten (1922)

Die kleine Stadt und ihre Menſchen

In Bildern von P. Philippi

Einführung von Carl Meißner

Mit ſeinen Untertanen ſtand er auf höchſt gemütlichem Fuß. Als er einmal von der Jagd in Baum kam, rief ihn bei Scheie ein Bauer an, der auf dem Felde pflügte: „He, Dörchläucht! Hüren Se eis, Dörchläucht!“ Der alte Herr bleibt ſtehen. „Was ſchreit Er denn ſo, he? Was will Er denn?“ „Wat min Bro'er is, Dörchläucht, de is jau Lakai bi Sei, willt Sei dem woll ſeggen, ſine Kauh harre kalwet!“ „So, ſo, i, das iſt ja ſchön!“ meinte die Durchlaucht ganz zufrieden. „Ja, denn will ich ihm das beſtellen!“

Dieſe Geſchichte von Fürſt Georg Wilhelm von Bückeburg, der von 1806 bis 1866 ſein kleines Land ſegensreich regierte, erzählt Lulu von Strauß und Torney in dem Erinnerungsbuch an ihren Großvater Victor von Strauß „Vom Biedermeier zur Bismarckzeit“. Die Geſchichte führt uns mitten in die weſentlichen Stimmungen unſeres Themas von der „urſprünglichen Stadt“. Die kleine Stadt und ihre Menſchen — nicht die „Kleinſtadt“. Denn in dem Wort ſteckt viel Verhocktes und Verſtocktes, das eigentlich erſt entſtehen konnte, als die große Stadt das kulturelle Leben immer ſtärker an ſich zog. Gab es im helleniſtiſchen Süden — Milet war wohl die erſte — ſchon Großſtädte: Deutſchland hat lange das Gute beſeſſen und genoſſen, was in der Aufſpaltung

in kleine Kulturmittelpunkte liegt. Das Nürnberg Dürers barg 25000 Menſchen in ſeinen Mauern, und Weimar und Bayreuth, um nur ſie zu nennen, haben bewieſen, daß auch von der kleinen Stadt Großes kommen kann. Aber die Bückeburger Geſchichte erinnert noch an etwas anderes, für Volk und Staat äußerſt Wichtiges. In den kleinen Staaten und kleinen Städten, welche zugleich mit dem Land Stammestum und Landesſitte bewahrten, gab es noch die unmittelbare perſönliche Verbundenheit der ganzen kleinen Lebensgemeinſchaft. Jeder kannte jeden, und Nachbar ſein hieß hier nicht nur in den Topf gucken, ſondern auch hilfsbereit ſein in Not.

Gibt es einen deutſchen Dichter, der mehr die nicht bei allen beliebte Gabe hatte, aus einem welt- und menſchenumfaſſenden Gefühl vom Hundertſten ins Tauſendſte zu kommen, als Jean Paul? Nur Wilhelm Raabe hat es ihm vielleicht manchmal gleichgetan, und ſo iſt Jean Paul in ſeiner Selbſtbiographie, denn er war ja in Wunſiedel geboren, auch einmal über die kleine Stadt und ihr Beſonderes ins Plaudern geraten, und wir wollen ihm ein Weilchen geduldig zuhören.

„Laſſe ſich doch kein Dichter in einer Hauptſtadt gebären und erziehen, ſondern womöglich in einem Dorfe, höchſtens in einem Städtchen. Die Überfülle und die Überreize einer großen Stadt ſind für die erregbare ſchwache Kindſeele ein Eſſen an einem Nachtiſch und Trinken gebrannter Waſſer und Baden in Glühwein. Das Leben erſchöpft ſich an ihm in der Knabenzeit, und er hat nun nach dem Größten nichts mehr zu wünſchen, als höchſtens das Kleinere, die Dorfſchaften. Man gewinnt und errät aber nicht ſo viel, wenn man aus der Stadt ins Dorf kommt als umgekehrt aus Jodiz nach Hof. Denk' ich vollends an das Wichtigſte für den Dichter, an das Lieben: ſo muß er in der Stadt um den warmen Erdgürtel ſeiner elterlichen Freunde und Bekanntſchaften die größeren

kalten Wende- und Eiszonen der ungeliebten Menſchen ziehen, welche ihm unbekannt begegnen, und für die er ſich ſo wenig liebend entflammen oder erwärmen kann als ein Schiffsvolk, das vor einem anderen fremden Schiffsvolk begegnend vorüberſegelt. Aber im Dorfe liebt man das ganze Dorf, und kein Säugling wird da begraben, ohne daß jeder deſſen Namen und Krankheit und Trauer weiß; Jodißer haben ſich alle ineinander hineingewohnt und hineingewöhnt; — und dieſes herrliche Teilnehmen an jedem, der ein Menſch, welches daher ſogar auf den Fremden und den Bettler überzieht, brütet eine verdichtete Menſchenliebe aus und die rechte Schlagkraft des Herzens. — Und dann, wenn der Dichter aus ſeinem Dorfe wandert, bringt er jedem, der ihm begegnet, ein Stückchen Herz mit, und er muß weit reiſen, eh er endlich damit auf den Straßen und Gaſſen das ganze Herz ausgegeben hat."

Dann kommt der Meiſter klugen Plauderns aus immer ſchwärmeriſch bewegtem Gefühl auch auf unendliche andere Dinge ..... Aber wenn man feſt zufaßt, ſtehen da doch ein paar Hauptſachen zu unſerem Thema: „Die Überfülle und Überreize der großen Stadt", es fehlen der Kleinwelt „die kalten Wende- und Eiszonen der ungeliebten Menſchen", aber ſie gibt „den warmen Erdgürtel der elterlichen Freunde und Bekanntſchaften". Sie „brütet eine verdichtete Menſchenliebe aus und die rechte Schlagkraft des Herzens". Das ſagt doch viel.

Gewiß, ſie brütet auch anderes aus, aber eines nicht: „die Maſſe Menſch" und den Maſſenmenſchen. Iſt die Straße zu Ende, auch wenn kein altes Tor ſie abſchließt, ſo wird der Blick nicht eingeengt von den endlos erneuerten Häuſergevierten der Großſtadt, ſo iſt die Natur da. Natur wird unendlich verſchieden, vom nüchternſten Zweckſinn bis zur lyriſchen Innigkeit, geſehen und genoſſen, aber ſie erhält immer geſund oder doch geſünder als der Trubel, als das Gewirr des Ziviliſationsbetriebes. Die Bewohner der kleinen Stadt ſind

nicht ſentimental, viel eher ſind das die Großſtädter, die, eingepfercht zwiſchen Steinmauern, eine krankhafte Sehnſucht nach „Draußen" haben, die ſie nur kümmerlich ausflugsweiſe befriedigen können.

Das iſt nun wohl einer der Gründe, warum der Bewohner der kleinen Stadt kein Maſſenmenſch wird. Es gibt noch andere Gründe. Der Gleichheitszwang der Mode, der oft im raſchen Wechſel das „menſchliche Anſehen" des Großſtadtmenſchen umkoſtümiert, dringt langſamer in die kleine Stadt. „Am guten Alten in Treuen halten." Dies Wort des Größten der kleinen Stadt gilt auch hier. Man macht nicht gleich alles mit, weil's Mode iſt. Und wem der Strohhut ſteht und behaglich iſt, weil er den Kopf ſo ſchön kühl hält, der trägt ihn noch, ob er auch altmodiſch iſt. Und wie alter Brauch nicht nur in der Kleidung viel länger ſich erhält, ſo erhält ſich auch die Perſönlichkeit und ihre Lebensanſchauung länger, und nicht jede Generation ſteht im Gegenſatz zur vorigen. So iſt denn hier noch Wachsboden für die Originale, männliche und weibliche, dank der gemütlichen geruhſamen Umgrenzung des Lebens.

Aber ich rede immer im Präſens und müßte alles das im Imperfektum ſagen als ein „Es war einmal". Der Strom des Lebens iſt gewaltig reißend geworden und umſpült die ſtillſten Inſeln. Das iſt ſicher: Jeder Gewinn bringt Verluſt! Ob auch jeder Verluſt Gewinn bringt, iſt ſo ſicher nicht. Der Großteil der Welt der kleinen Stadt, welche unſer Buch ausbreitet, iſt Vergangenheit.

* * *

Der Meiſter nun, der, heute ein Zweiundſiebziger, getragen vom ſtillen Glanz unbeſtrittener Geltung, nach Spitzweg und noch ruhig ſachlicher als er die Welt der kleinen Stadt und ihrer Menſchen dargeſtellt hat, Profeſſor Peter Philippi in Rothenburg, breitet in den Bildern dieſes Buches ſeine Welt

Beim Krämer (1917)

Der Zeitungsleser (1910)

Im Winterſemeſter 1884 kam ich zur Düſſeldorfer Akademie und erlebte dort die allmählich um ſich greifende Entwicklung eines jugendlich-phantaſtiſchen Freiheitsbegriffs. Den meiſten Studierenden war die langjährige methodiſche Schulung in den fünf Klaſſen, von denen die drei letzten jede mehrere Jahre erforderte, zu unbequem und zu zeitraubend; ſie glaubten, mit Pinſel, Palette und einer gewiſſen Portion Talent den Gipfel der Kunſt im Sturme erobern zu können und verließen ſpäteſtens nach Abſolvierung der Malklaſſe die Akademie. Wieviel Wichtiges aber erſt in der Meiſterklaſſe dem Schüler beigebracht wurde, das habe ich bei Ed. von Gebhardt klar empfunden.

Viele ſuchten in Pariſer und Münchener Privatſchulen ſich eine modiſche Malweiſe anzueignen, und mancher Begabte ſaß nachher mit ſeinem Talente da und konnte beſtenfalls gute Einzelſtudien, aber kein harmoniſch durchgebildetes Figurenbild zuſtande bringen. Studienmalen und Bildermalen iſt eben zweierlei.

Es iſt bekannt, wie die ſeit der Barockzeit einſetzende Vernachläſſigung der maltechniſchen Überlieferungen im vergangenen Jahrhundert zu deren gänzlichem Verluſte führte; dann gerieten auch die Auffaſſung der Elemente des Maleriſchen, die methodiſchen Wege der koloriſtiſchen Tonbildung und der Sinn für die geſchloſſene Harmonie der künſtleriſchen Kompoſition immer mehr aus den Bahnen —.

Am Schluſſe des akademiſchen Studiums ermöglichte mir ein Reiſeſtipendium ein eingehenderes Studium inländiſcher und ausländiſcher Galerien. Ich blieb danach in Düſſeldorf bis 1906. Dann entfloh ich der Großſtadt, um einige Zeit in Rothenburg ob der Tauber den Stimmungsgehalt einer in der Form unverdorbenen Umwelt zu genießen. Aber als Ehemann neigt man zur Seß-

haftigkeit, und ſo wurden — abgeſehen von einer kurzen Unterbrechung, die mich im Jahre 1909 nach Düſſeldorf zurückführte — aus den gedachten zwei bis drei Jahren bisher deren dreißig.

Wenn die Durchbildung der Einzelheiten meiner Bilder gelegentlich als photographiſche Genauigkeit bezeichnet wurde, ſo möchte ich dazu bemerken, daß ich kaum jemals ein als Modell dienendes Naturvorbild benutzt habe, ohne es im Rhythmus der Linien und zugunſten der maleriſchen Erſcheinung mehr oder weniger umzumodeln.

Meine erſten Bilder (im weſentlichen die der Philippi-Mappe des Kunſtwarts) ſind in der Beherrſchung des Geſamteindrucks und der koloriſtiſchen Tonbildung noch nicht auf dem Niveau meiner ſpäteren.

1910 erhielt ich die Preußiſche Goldene Medaille, wurde bald darauf zum außerordentlichen Mitglied der Kgl. Kunſtakademie Düſſeldorf ernannt, und Bayern verlieh mir den Titel eines Profeſſors der bildenden Künſte.

In den Arbeitsferien beſchäftige ich mich bis heute gerne mit Wandern und Hochtouriſtik, wenn ich auch in der letzteren ſeit Jahren den allzugroßen Unbequemlichkeiten mehr und mehr aus dem Wege gehe."

* *
*

Hier zeigt der ſtreitbare Mann Philippi eine nach mehreren Seiten gehende Kultur- und Kunſtkritik, die auf Grund eines ſtarken ſelbſtändigen Denkens und vieler Beobachtungen entwickelt iſt. Die dringliche Notwendigkeit der Denkmalspflege und des Heimatſchutzes war in ihm ſchon früh lebendig. Ja es iſt ihm, als er noch in der Buchhandlung am Markt in Trier die Eindrücke aufſog, welche ſpäter ſein künſtleriſches Schaffen beſtimmten, in Zeiten alſo, als dieſe Bewegungen kaum noch begonnen hatten, ein früher praktiſcher Erfolg

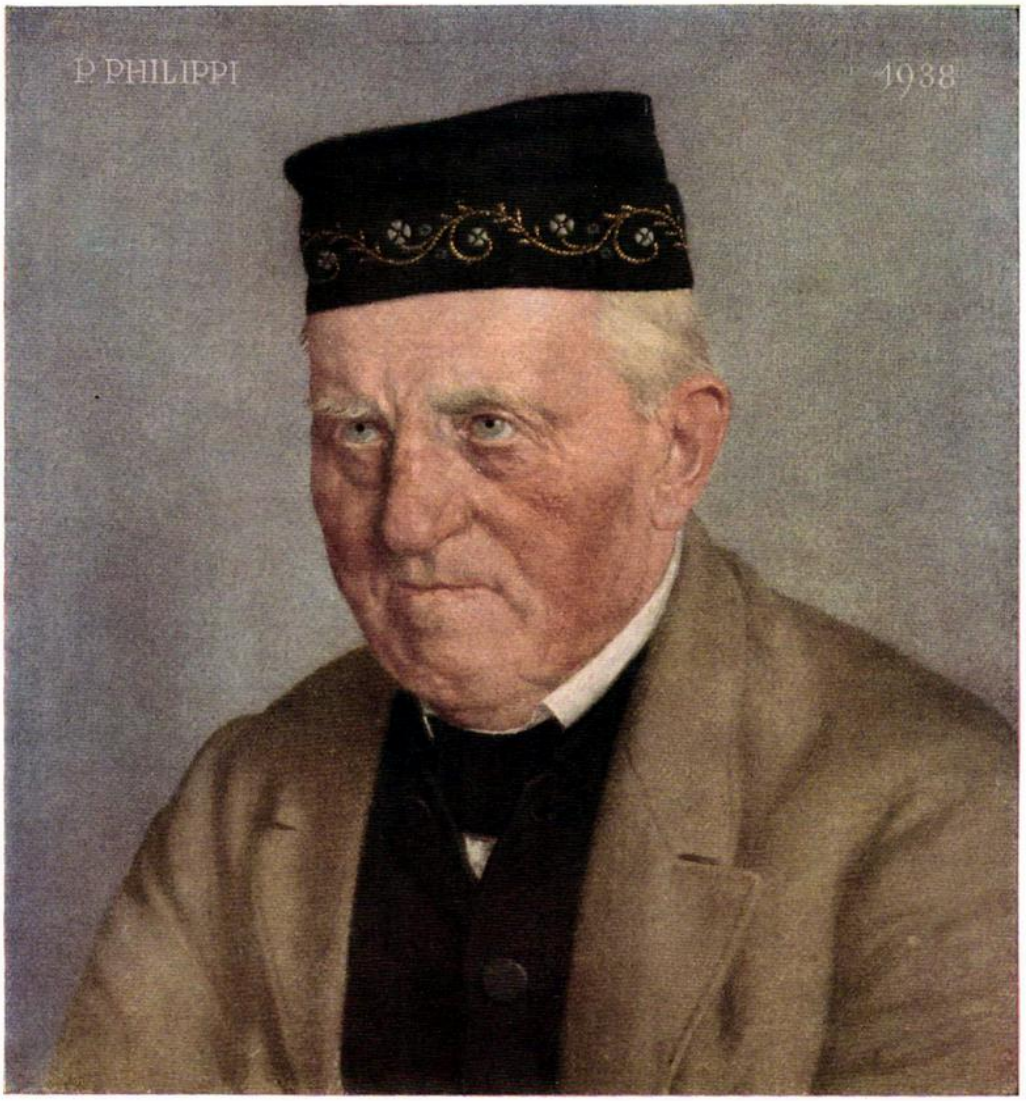
beſchieden geweſen. In jungen Jahren, während er als Kunſtſtudent in Düſſeldorf zu den Ferien in die Heimat kam, war einer der herrlichſten alten Bauten, das Rote Haus, durch einen Umbau zu einem Warenhauſe gefährdet. Am Sonntag morgen erſchien in der Kölniſchen Zeitung des jungen Philippi energiſche Warnung, welche die Sache anprangerte, und Trier ſtand auf Stützen. Am Montag früh ſchickte der Beſitzer des Hauſes die Arbeiter an den Bau, und ſie begannen abzuklopfen. Da kam ein Befehl von der Regierung: Aufhören! und die alte Herrlichkeit ſteht heute noch.

Von Philippis künſtleriſchen Werdezeiten in Düſſeldorf und von der neben dem großen Malkaſten ihn geſellig erfriſchenden Vereinigung junger, ernſt aufſtrebender Künſtler, vom Akademiſchen Verein „Tartarus", zu denen u. a. Robert Engels, Krummacher, Ludwig Keller, O. Moderſohn, Robert Weiſe, Paul Schröter, A. Niemeyer, E. Pfannſchmidt gehörten, ſchrieb Profeſſor Ludwig Keller 1925 nahe vor ſeinem Tode. Er ſchrieb über ſeine Freundſchaft mit dem „Spitzwegverwandten Peter Philippi, der zugleich witzige und feinſinnige Verſe dichtete", von denen einige Proben in dieſem Buche nun das Licht der Öffentlichkeit erblicken und deren eines, „Der verliebte Handwerksburſch", er ſelbſt für die Laute vertont hat.

Er erzählt:

„Es ſind gerade vierzig Jahre her, daß ſich hier eine Anzahl gleichgeſinnter junger Künſtler in gemeinſamem Streben und treuer Freundſchaft zuſammenſchloß. Sie nannten ſich ſcherzhaft ‚Der Tartarus' nach dem dunklen Hinterzimmerchen in der ‚Uel', wo der Verein tagte oder nächtete. Ernſte Arbeit, höchſte Auffaſſung vom Weſen der Kunſt, Reſpekt vor der Natur und den alten Meiſtern und vor allem eine durch und durch geſunde, von keiner Degeneration oder Arroganz verdorbene Sinnesweiſe ſchufen eine geiſtige Atmoſphäre,

Der Junggeselle (1932)



Herr Weinberger (1938)

die voll innerer Reinheit, ungeſuchter Vornehmheit und geiſtvoller Fröhlichkeit war."

Aus den Jahren um 1890 ſind noch erſt abgezogene, dann ſtolz gedruckte Hefte, Bierzeitungen dieſes Tartarusкreiſes, erhalten, in denen unter viel anderem Freundeshand den mit Staffelei, Gitarre, Krimſtecher und Malſchirm „zum Kockelsberg" ſtudienhalber ausziehenden jungen Philippi darſtellt.

Als dann 1895, nach einem Jahrzehnt fleißigſter Natur- und Kunſtſtudien, der Neunundzwanzigjährige in ſeinem „Am Philoſophenweg" mit ſicherer Hand ſeinen erſten ganz eigenen Akkord griff, war das kühn, denn es geſchah ganz gegen Wunſch und Erwarten der Zeit. Gerade dieſes Genre, eben das Genrebild, war damals gründlich bei den Kunſtverſtändigen in Verruf gekommen und aus der Mode.

Es war vor einem halben Jahrhundert eine wunderliche Zeit in der deutſchen Malerei. Der Hiſtorienmaler, lange der Maler erſter Klaſſe, war es nicht mehr ſo recht. „Seni an der Leiche Wallenſteins", „Kolumbus, Amerika entdeckend" oder der Rauhgraf Soundſo bei der Erſtürmung der Burg Soundſo, kurz, dieſe Geſchichtenerzählungen aus der Geſchichte galten nicht mehr für voll. Aber das Kind der Hiſtoria aus kleinbürgerlicher Ehe, das Genrebild, ſtand in ſeiner „Sünden Maienblüte". Die Familienblätter waren groß geworden und brauchten fortwährend Bilder mit rührenden, ſchelmiſchen oder tieftraurigen Vorgängen. Der Stoff, der Gegenſtand war alles. Es waren die Zeiten der Herren Kieſel und Schweninger — einſt hochbeliebt, wie lange vergeſſen! Der letztere malte ſeine „Bilder" nur noch ſchwarzweiß zum Photographieren, denn das Geſchäft wurde ja doch nur im Druck und mit den Kabinettphotographien gemacht, welche jede deutſche Jungfrau als zärtlichen Gemütsbeſitz ſammelte.

Dann kam die Rückwirkung, die Pendelſchwingung. Das Was, der Stoff ſollte nun gar nichts mehr gelten, das Wie, Flecken, Ton, Farbe, Raumaufteilung alles ſein. Und da das Kind meiſtens mit dem Bade ausgeſchüttet wird und der Kunſtſnob wachſend Macht gewann, ſo geſchah eine Ablöſung der vordergründlichen Kunſtübung vom Volk, an deren Folgen wir heute noch leiden. Ein Maler, der ſich „reſpektierte", d. h. der mit der Mode lief, durfte nun eigentlich nichts mehr malen, was Seelenſinn hatte. „Die Qualität" wurde eine rein maleriſche Angelegenheit. Man vergaß faſt, daß es die niederländiſchen Kleinmeiſter gegeben hatte, welche Zuſtände des Volkslebens mit hoher Qualität und geſundem Stoffreiz gemalt hatten.

Und ſo war Philippi die Kritik, die ihn im allgemeinen ſehr warm geachtet hat, denn nicht immer ſogleich günſtig. Es war noch einer von der idealiſtiſchen Schönheitsobſervanz, die bis ins neue Jahrhundert hinein kritiſch mordete, welcher „von dem talentvollen Maler Philippi" noch 1902 ſchrieb: „Sein ‚Beſuch' betiteltes Bild" — das bald in Zehntauſenden von Farbdrucken verbreitete Meiſterwerk — „zeigt uns zwei Klatſchbaſen von abſchreckender Häßlichkeit, wahre Xantippenfratzen inmitten eines mit minutiöſer Sorgfalt behandelten Milieus ....." — Später waren es dann die ganz Modernen, die ihm, der ſo gar nicht „mitging", gelegentlich etwas am Zeuge zu flicken hatten. Einer ſpricht von ſeiner „Schärfe". Wo iſt ſie in ſeinen Bildern? Will man ſeine Schärfe, ſeine männlich ſchneidige Schärfe ſpüren, ſo muß man ihn über neuere Kunſt reden hören —. Das war wohl das einzige Thema, welches ihn zu bitteren Sarkasmen verleiten konnte; denn hierin verſtand er ausnahmsweiſe keinen Spaß.

* *
*

Peter Philippis Ruhm ſteht ſeit 1906, ſeit Ferdinand Avenarius die Philippi-Mappe vom Kunſtwart herausgab, feſt. Und Fritz Stahl fand 1916 die, wie ſo oft bei ihm ſicher ſitzenden Sätze: „Peter Philippi malt ſeine Kleinſtadtſzenen und Menſchen und kann ſie malen mit der Ruhe und Behaglichkeit und Ausführlichkeit eines alten Meiſters. Und wieder einmal muß man gegenüber den modernen Behauptungen betonen, daß keine Art Kunſt tot iſt, ſolange noch ein Meiſter ſie übt."

Wie hatte aber auch der junge Meiſter ſeinen jungen Ruhm allein ſchon in dem Jahrzehnt ſeit 1895 ſolide unterbaut! Da war — unter unſeren Bildern ſteht meiſt das Jahr der Entſtehung — 1897 der „Student" gefolgt. „Ochſen in Examensnöten tauſend Studenten heute anders als dieſer?" Zur Kirche führte ſchon 1899 die ſtattliche Frau den minder bedeutſamen Gatten, was auch noch nicht anders geworden iſt. Und an der Haustür ſtehen heute wie 1899 noch zwei Weiblein, und es iſt noch immer kein gutes Garn, das der Lauſcher im Fenſter ſurren hört. Auch den Nikolausmarkt gibt es noch, und wir pflegen ihn heute wieder, und gelangweilte Ehemänner, die geduldig tragen müſſen, wird es immer geben. „Der Beſuch" aber bei der klugen Alten, welche der törichten Jüngeren, die was von ihr will, Kaffee einſchenkt, und dann vermutlich den Standpunkt klar macht, den gibt es noch heute, nur gibt es ihn leider kaum ſo behaglich. Freilich, ſo gemütlich hinterm Ofen ſitzen im Pfeifenrauch wie der Alte von 1902 können wir kaum noch. „Das Tempo" hat uns erfaßt. Aber die „Winkelweisheit" von 1903, auf welcher der kleine Perückengeſchmückte dem Großen ſeine Klugheiten doziert, die der abſolut nicht begreift, dieſe Winkelweisheit iſt noch lange nicht ausgeſtorben, und ein kluger Mann verhält ſich auch heute am beſten dazu ſo ablehnend wie der alte leſende Herr auf dem Sofa. Und die guten ſorglich alten Frauen gibt es wohl auch noch, wenn ſie auch bitter ſelten werden, welche dem Zimmerherrn, wie in der „Morgenſtunde"

von 1904, die Spritzer vom Rock machen, wenn es auch heute keine Stearinſpritzer mehr ſind. Und auch raſieren muß man ſich noch ſelber, ach ja! Sonntag hat der Barbier zu. „Tante Lotte" freilich von 1904: Wir lieben und lächeln, aber wir ſuchen ihre Geſchwiſtergeſtalt ſelbſt in alten Damenſtiften heute ſchon vergebens.

Das alles führt zu der ſehr ernſten Frage nach der Sonderart von Peter Philippis Humor, welche das Vorhergehende ſchon leiſer umſpielt. Wenn ein anderer, und in dieſem Falle mein edler Lehrmeiſter Ferdinand Avenarius, die Sache ſchon vollkommen gut ausgeſprochen hat, ſo wäre es fehlgetan, das nachzuſchreiben oder umzuſchreiben. Beſſer iſt es, ehrlich herzuſchreiben: „Gehört Philippi in die Reihe der Buſch und Oberländer? Inſofern er Humoriſt iſt, ſicher, aber inſofern nicht, als er in der Tat ein humoriſtiſcher Maler iſt. Nur gezeichnet, gäben Philippis Kompoſitionen lange nicht, was ſie als Gemälde geben. Buſch kommt zum Vergleich nicht in Frage, weil er als Humoriſt kaum gemalt hat, und Oberländer beweiſt gerade mit ſeinen Ölbildern, daß er ein genialer humoriſtiſcher Zeichner iſt: die Durchbildung mit dem Pinſel nimmt ſeinen Kompoſitionen eher, als ſie dazutut. Denn wo etwas mit verſchiedenen Mitteln erſtrebt wird, da werden wir nach dem Geſetz vom kleinſten Kraftmaß fröhlicher, wo der Mittelaufwand der kleinere war, gerade in der höchſten Vereinfachung liegt bei Oberländer wie Buſch ein höchſter Reiz. Bei Philippi iſt's anders. Er hat im ſtärkſten Maß, was wir trockenen Humor zu nennen pflegen. Er hat ſtets die Miene allergewiſſenhafteſter Sachlichkeit. Er malt den Stiefelknecht und die farbige Schachtel für ſchmutzige Wäſche mit derſelben — ſagen wir — Ehrfurcht wie das Haupt ſeines büffelnden Studenten, malt die korrekten Zacken am Unterrock und die warmen Schuhe von Tante Lotte genau ſo unerſchütterlich ſeriös wie ihr von Wichtigkeiten geformtes

Morgenstunde (1904)

Gemeindesorgen (1909)

Angeſicht, und das edelgemähnte Haupt des wohlgefleckten Schaukelpferdes auf dem ‚Nikolausmarkt' genau ſo vertieft wie das des Ehemanns, der dieſes trojaniſche Roß heimzutragen von ſeiner Gattin beſtimmt iſt. Man könnte denken: er hat die Andacht zum Kleinen, wie von den Großen etwa Leibl ſie hatte. Wenn nur nicht all dieſes Kleine ſo auserleſen geeignet wäre, die Menſchen, die der Herr Maler uns vorſtellt, mit dem Scheinernſte des Humors zu charakteriſieren. Das iſt es aber bei Philippi bis aufs allerletzte Innentüpfelchen im letzten Tupfen. Wenn ein Zeichner-Humoriſt die wirklich mitſprechenden Linien zu einem breiteren Gemälde erweitert, indem er bloß ausfüllt, aber nicht weiter charakteriſiert, ſo wirkt das Hinzugekommene als leblos und alſo als Ballaſt. Bei unſerem Humoriſten dagegen iſt auch in allem gemalten Kleinkram ringsherum nichts überflüſſig: Die Stimmung, die in den Hauptperſonen lebt, lebt ſich bis ins letzte Winkelchen aus und durchgeiſtigt ſomit das Ganze. Alſo nochmals: Philippi iſt ein Maler-Humoriſt."

„In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter." Nie findet ſich bei Philippi etwas Stürmiſches, nirgends Ekſtaſe, nicht einmal in der Liebe oder Verliebtheit. Die kluge Gelaſſenheit iſt das Element ſeines künſtleriſchen Weſens und doch, obwohl auch ſein Leben ſicher nicht ohne ſtarke innere Erlebniſſe verlief, auch ſeines menſchlichen Weſens. Der Barbier und Nachbar, welcher mir in Rothenburg das Kinn ſäuberte und neugierig, wie alle Friſeure, nach Was und Wo fragte, ſagte dann erſtaunt anerkennend: „Eine Ruhe hat der Herr Profeſſor!" Dieſe Ruhe kommt nun vor allem aus der auch im Leben oft heiteren Überlegenheit eines ſtarken und ſorgfältig gepflegten Verſtandes. Wer ihm näher tritt, ſpürt das bald.

Der Umfang ſeines Lebenswerkes iſt nicht groß. Keine tauſend Bilder wie bei Hans Thoma, auch nicht ungefähr fünfhundert Werke wie bei Rembrandt.

Dazu geht dieſes Schaffen zu bedächtig, zu gewiſſenhaft ſeinen Weg. Denn dieſe Kunſt iſt wahrlich keine abgemalte Wirklichkeit, ſo intenſiv ſie wirkliches Leben einer erſt jüngſt vergangenen Kleinwelt darſtellt. Sie iſt geſtaltet, iſt ebenſo aus innerer Vorſtellung erſtanden wie das freieſte Gebilde der Phantaſiekunſt. Wohl ſind die Jugendjahrzehnte und die Fülle ihrer innigſten Beobachtungen die Naturquelle. Aber der Weg, den der Bildgedanke dann bis zu ſeiner neuen Kunſtwirklichkeit geht, iſt oft lang und mühſam. Nun müſſen zunächſt einmal die Modelle geſucht werden, welche ſich der inneren Vorſtellung fügen, und dann — und das iſt manchmal noch mühſamer — die Dinge, die hingehören, die zuſammenklingen, die den Menſchen ihre richtige Umwelt geben. Und dieſe Dinge ſind ſelten geworden, ſind faſt verſchwunden. Ein Geſchichtchen für viele. Das elektriſche Licht hat die Hängelampe verdrängt. Mehr als einmal iſt Philippi auf die Dörfer bei Rothenburg hinausgewandert, um noch die Hängelampe zu finden, wie er ſie für ſein letztes Zuſtandsbild „Der Stammtiſch" brauchte und hat ſich ſchließlich doch nur ſo behelfen müſſen. Philippis Bilder mit zwei oder mehreren, ja oft mit einer Geſtalt, z. B. mit dem einſamen Junggeſellen, ſind Milieumalerei in einem ganz hohen Sinne. Die Umwelt iſt wirklich Umwelt, herrſcht nicht, ſondern dient. Dient dem natürlichen Ausdruck des Bildgehaltes.

Iſt dann alles beiſammen, ſo beginnt erſt das, was ich am Schluß näher zu umzeichnen verſuche: das Abſtimmen der Farbe zum jedesmal wirkſamen und im Werke mitſprechenden Klang.

Aber dieſer Meiſter, der ſo intenſiv ſchafft und ſo gründlich und bedächtig arbeitet, daß er ſchon, wenigſtens für ſeine mehrfigurigen Gemälde, bis zu einem Jahre gebraucht hat, braucht auch und ſchafft ſich „Ferien vom Werk". Er füllt dieſe vollen Ruhepauſen mit Wandern und Klettern. Ich kenne Philippi

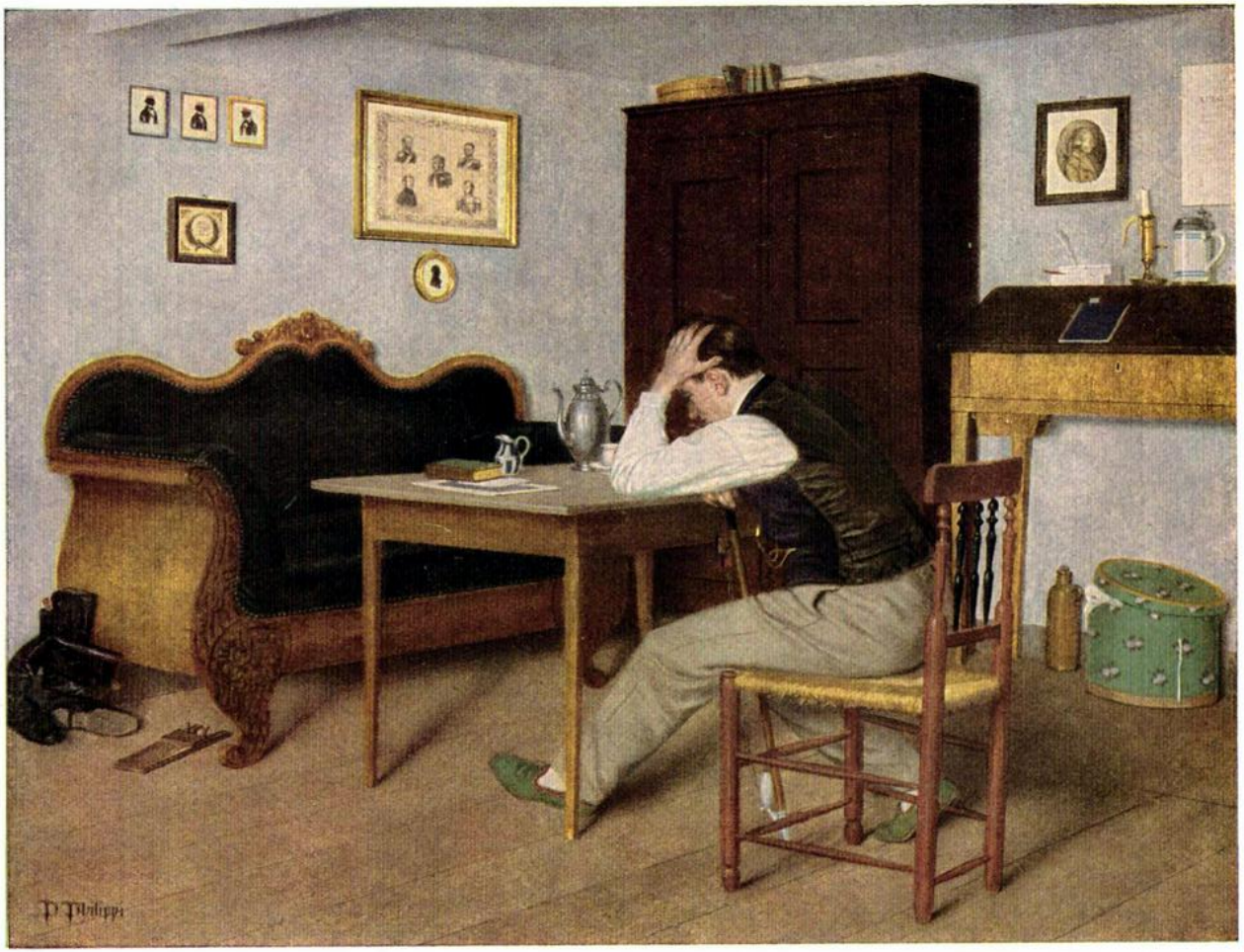
als Künſtler ſeit fünfunddreißig Jahren. Aber den Menſchen habe ich erſt vor einiger Zeit kennengelernt, und ſo bin ich noch nicht mit ihm gewandert und muß auch hier einem warmherzig einfühlſamen Wandergefährten, der „Cäſar" zeichnet, das Wort laſſen.

„..... kennengelernt habe ich ihn erſt als Wandergefährten; da, auf den Wanderungen in den Bergen, vor allem in Südtirol, das er in allen Tälern und Winkeln kennt, hat ſich mir ſein Weſen erſt erſchloſſen. Dieſe Wanderungen beginnen aber ſchon lange vorher: Da werden in langen Abenden die Karten ausgebreitet und die Wege ſtudiert und nach der zu erwartenden genußreichen Ausſicht genau gegeneinander abgewogen und vor allem nach einer nie trügenden Erinnerung an frühere ‚Genüſſe' oder nach ſorgfältigſter Ermittlung alle gemütlichen Wirtſchaften für die Einkehr notiert und als ‚Feſtpunkte' eingezeichnet. Wenn dann die Wandergeſellſchaft aufgeboten iſt, wird mit Gründlichkeit gepackt, und alle ‚Sächelchen' werden, ſorgſam prüfend und jede Möglichkeit überdenkend, in den Rucksack gelegt, alles ohne Haſt — bis auf den Gang zum Bahnhof. —

‚Hochtouriſtik' bezeichnet Philippi ſelbſt als ſeine Liebhaberei, und er iſt gewiß ein ſicherer, zuverläſſiger Felsgänger, hat manche ſchwere Klettertour gemacht und in manchem Erlebnis, wie der ‚Nacht auf dem Gletſcher in den Ötztalern im Gewitterſturm', hat ihm das Hochgebirge auch ſeine dämoniſche Seite geoffenbart; aber, wie überall, iſt er auch hier allem Übermaß abhold: Gipfelſtürmerei lehnt er ab, und Maſſenpilgerzüge zu den vielbewunderten Sonnenaufgängen haben für ihn keinen Reiz. Er iſt auch hier der geruhſame Wanderer, der in den Bergen ‚ſpazieren geht'; nach einem gründlichen Schlaf und nicht ohne ausgiebiges, durch die Gitarre gewürztes Frühſtück zieht man in den Tag hinein durch eine ſchöne Gegend, an allen ſchönen Punkten raſtet man und freut

ſich der Zigarre und der Ausſicht und der Einſamkeit bei einem Sonnenbad, und iſt dem Augenblick und der Natur ſo hingegeben, daß man manches Mal, ſtatt am Abend bei einem Glas Wein in der erſtrebten Hütte zu ſitzen, ſich bei einbrechender Dunkelheit an dem Herdfeuer irgendeiner Alm und hernach in dem Heu über dem Kuhſtall findet. Gerade dieſes von allem Zwang und ‚Komfort' der Ziviliſation gelöſte, eng mit der Natur und ihren Menſchen verbundene, aller ſich bietenden Freude ganz aufgeſchloſſene Wandern iſt es, was Philippi zu ſeiner Erholung ſucht. ..... ſo kann er in eine ganz lebhafte Freude geraten, wenn er in einen alten, gemütlichen Raum kommt, den er als ſtilvoll empfindet, und ſichtlich koſtet es ihn Überwindung, darin nicht herumzurücken und ihn nach Geſchmack einzurichten. So finden wir doch auch hier den Künſtler Philippi."

Man findet ihn überall. Man findet ihn, wenn er einmal aus ſeiner eigenſten Stoffwelt, der kleinen Stadt und ihren Menſchen heraustretend ein Großſtadtkind malt, wie das Kind mit der Puppe unſeres farbigen Blattes. Aber auch die Welt eines Großſtadtkindes iſt ja noch eine Kleinwelt. Man findet ihn, wie es ſchon unſere knappen Proben zeigen, wenn er ſich mit vollem Ernſt und einläßlicher Sachlichkeit der Aufgabe des Bildniſſes widmet, wenn er die ſtark charakteriſierten Köpfe ernſter Männer oder den mannigfaltig geſtuften Liebreiz ſchöner Frauen, darunter die eigene Tochter, malt. Etwas Beſonderes iſt dabei das Bildnis der wohltätigen Trierer Dame, das ihm die Stadt Trier in Auftrag gab und das nun als „Großmutter vor Weihnachten" beides iſt: Bildnis und Zuſtandsbild. Etwas noch ſtärker Beſonderes aber iſt, wenn er, der nie im ferneren deutſchen Oſten war, in ſeinem „Ännchen von Tharau" den lieben gutartigen Typus der Oſtpreußin ganz erfaßt. In den vielen anderen Studienköpfen aber, die wirklich ſtudiert ſind und oft in Einzelköpfen Vorformen



Der Student (1897)

Fränkischer Bauer (1909)

ſeiner Figurenbilder geben, manchmal aber auch ſelbſtändige Menſchentypen mit Milieuandeutung wie bei „Grüß Gott" ſind, treten wir wieder ſozuſagen in den Hausflur ſeiner Kunſtſtube. Der Meiſter hat ſie öfter gemalt, ſeit 1922 ein Atelierbrand, der viel vernichtete, ihn zu einem ungenügenden Malraum nötigte. Der Brand machte auch die zeichneriſchen Proben knapper.

Und nun könnte ich Seite um Seite mit ſtimmungsmäßigen Schilderungen der Werke füllen. Aber Profeſſor Philippi ſelbſt hat auf meine Bitte ein paar hübſche Modellgeſchichten beigeſteuert, mit denen ich nicht in Wettbewerb treten mag. Die Bilder ſind in ihrem ſtillen Reichtum immer in ſich geſchloſſene kleine Welten. Ich könnte Niederſchriften herſetzen, welche ich beim Studium von nahezu fünfzig Originalen machte, die zu Zwecken der Wiedergabe in dieſem Buch in Bruckmanns Kunſtanſtalt vereinigt waren. Aber ich möchte lieber von allen zugleich reden. Nur ſelten ſind ſonſt ſo viel Originale verſammelt geweſen und niemals ſo viele — ohne Rahmen, der oft ſo manches zuſammenhalten muß, was ſonſt auseinanderfiele. Hier fiel nichts auseinander. Die Bildtafeln haben meiſt kleines Format, auch die größeren überſchreiten faſt nie Meterlänge. Philippi malt meiſt auf Leinwand, ſelten auf Holz, faſt immer in Öl. Die Temperamalerei hat er erprobt, aber ſchließlich als für ſeine Zwecke nicht dienlich erfunden. In manchen Werken, ſo in „Grüß Gott", „Tante Lotte", „Hinterm Ofen", „Gemeindeſorgen" tritt der Pinſelſtrich kräftig hervor. Die meiſten ſind in dünnem Farbauftrag gemalt. Die Form von vollkommener Präziſion, nirgends Stellen, von denen Adolf Menzel, mit dem bei tiefen Unterſchieden doch manche Vergleiche möglich ſind, hätte ſagen können: „Was hätte man da noch alles hinmalen können." Wie Kammermuſik zuſammenklingend: die Farbe ſo, daß man die Stimmgabel zu hören meint, mit der ſie voll zärtlicher Sorgfalt abgeſtimmt worden iſt.

Das Geſamtgefühl, das lebendig wird, ſagt: Dies iſt organiſch gewachſen, iſt reife Frucht. Dies iſt nicht l'art pour l'art (Kunſt um der Kunſt willen). Aber es iſt auch keine Kunſt um des Stoffes willen. Der Stoff hat ſie nie beherrſcht. Er wurde geſtaltet. Er war immer nur Stoff um der Kunſt willen. Und da liegt eine Warnung ans Heute, das nach Überwindung der übergeſcheiten kunſttheoretiſchen Richtungstendenzen, welche für Philippi nie gegolten haben, nach den Dada-, Kub-, Futur- und auch Expreſſion-Ismen nun das ſtärkſte Leben und Erleben unſerer Jahre ſchnell künſtleriſch ausgewertet ſehen will. Nicht nur Zolas „Geſehen durch ein Temperament" iſt nötig. Kunſt will wachſen und wächſt langſamer als die Natur.

„Was Jahrhunderten gilt, wird in Jahren nur reif."

Erlebniſſe mit meinen Modellen

Tante Adelchen

In einer vom modernen Verkehr nicht beläſtigten Straße der Düſſeldorfer Altſtadt lebte Tante Adelchen (wie ſie in der Nachbarſchaft genannt wurde) das anſpruchsloſe Leben einer der Jugend längſt entwachſenen beſcheidenen Jungfrau, welcher die täglichen Ereigniſſe ihrer Straße die Weltgeſchichte erſetzten. In der Nähe wohnte noch ein Exemplar derſelben Gattung mit Namen Lottchen, welche ebenfalls von den Umwohnenden mit dem Titel Tante geziert wurde; Adelchen war jedoch um eine Schattierung vornehmer. Dieſe erzählte mir während einer Modellſitzung mit bebenden Lippen folgende Geſchichte.

Geſtern war der Gerichtsvollzieher zu ihr gekommen und hatte ſeinen unbeliebten Vogel auf einen ererbten Schrank geheftet, trotz des empörten und — ſoweit es ihre Stimmittel erlaubten — lauten Proteſtes der unſchuldigen Jungfrau, die ſich bewußt war, dem angeblichen Gläubiger nichts zu ſchulden. Ja, die ſonſtige ſtille Sanftmut ihres Weſens verwandelte ſich infolge der unbeirrten Hartherzigkeit des Bedrängers in ungeahnter Weiſe in einen fanatiſchen Furor amazonicus, und als der die menſchliche Schlechtigkeit verkörpernde Handlanger der Juſtiz treppabwärts die Flucht ergriff, ſprang ſie ans Fenſter, um bei ſeinem Austritt aus der Haustüre in Ermangelung einer Handgranate mit einem Geranienſtock nach ſeinem Frevlerhaupte zu zielen. Da ihr jedoch infolge ihres friedlichen Wandels die Übung in ſolch feindſeliger Hantierung

fehlte, blieb ihr der Treffer verſagt, worauf ſie die in ihrer Schönheit geminderte und ihres Topfes verluſtige Geranie in die leerſtehende Wohnung eines anderen Topfes verpflanzte. Aber die kochenden Wallungen ihres Gerechtigkeitsſinnes ſchrien nach weiteren Taten. Sie erinnerte ſich ihres Handbeiles und fühlte eine Erleichterung in dem Gedanken: „Wenn mir der Schrank genommen wird, ſoll der falſche Gläubiger ihn auch nicht haben!“ Schnell räumte ſie den Schrank, und dann tanzte ihr Tomahawk ein Trommelfeuer auf dem im Fichtenwalde geborenen Erbſtücke, bis es alle Ähnlichkeit mit einem Schrank verloren hatte.

Heute morgen erſchien nun der Gerichtsvollzieher wieder, entſchuldigte ſich und wollte den Raubvogel ablöſen, da eine Namensverwechſlung vorgelegen hätte. Das arme Adelchen war ratlos.

Tante Lotte

Tante Lottchen, die hier im Bilde als Vertreterin einer bevorzugten Kaſte erſcheint, ſah in ihrem Zivilleben weniger ſchmuck und nobel aus. Bei der erſten Modellſitzung ſchielte ſie herüber und beobachtete intereſſiert die unruhigen Bewegungen des Pinſels, der auf der Palette die verſchiedenen Farbraſſen zur Gemeinſchaft zwang.

Als ich dann eine längere Pauſe machte und meine Palette auf eine nebenſtehende Kommode legte, ſchlich ſie auf den Zehen zur Kommode hin, prüfte neugierig die Palette und murmelte dann etwas enttäuſcht: „Mer ſieht noch nix.“

Nachdem ich ſie über ihre falſche Fährte aufgeklärt hatte, fiel der erſte Lichtſtrahl in ihr ſchlummerndes Intereſſe für die bildende Kunſt, und als nach zwei Tagen die Figur fertig war, betrachtete ſie dieſen gemalten Spiegel längere Zeit mit ſtummem Kopfnicken und flüſterte mir dann zu: „E ſcheene Amſel!“

Der Ortsvorſteher

Zu dieſem Bilde lieh mir die äußeren Formen ſeines Weſens ein kleiner Ökonom, der behufs Ausübung des Ruheſtandes, unbeſchwert von irdiſchen Gütern, in die ſeiner Heimat nahegelegene Metropole Rothenburg gezogen war und dort die Tugend der Genügſamkeit in ſtiller Selbſtverſtändlichkeit pflegte. Um alter Tradition nicht ganz untreu zu werden, zeigte er ſtets ſeine Verbundenheit mit der Landwirtſchaft auf dem ſamstägigen Schweinemarkt, wo er jeder einzelnen Sau ſein Intereſſe bezeigte; dies trug ihm den Beinamen „Säukuckerle" ein.

Er ſah nicht gut, hörte ſehr ſchlecht und roch auch nicht gut. Mit ſeiner Hilfe malte ich die Bilder „Der Zeitungsleſer" und „Der Ortsvorſteher". Trotz ſeiner über jeden Zweifel erhabenen Gutwilligkeit und ſeiner ſonſtigen Ruhe war der innere Freiheitsdrang ſeiner oberen Gliedmaßen ſo unbezähmbar, daß es ihm unmöglich war, die gewünſchte Stellung länger als einige Sekunden in Ruhe beizubehalten. Ich mußte faſt nach jedem dritten Pinſelſtrich die Staffelei verlaſſen, den Kampf mit ſeiner gutmütigen Widerſpenſtigkeit aufnehmen und Arme, Hände uſw. zurechtrücken, was er augenſcheinlich als Zärtlichkeit empfand und mit einem glücklichen Lächeln quittierte. Meine Nervenkraft drohte allmählich zu verſiegen.

Als ich ihm in halbſtündiger Bearbeitung die unkomplizierte Haltung, die er als ſchreibender Ortsvorſteher einzunehmen hatte, endlich beigebracht zu haben glaubte und an die Staffelei eilte, um mit der Arbeit zu beginnen, hob er nach dem erſten Pinſelſtrich den Kopf, winkte mir: „Gehn Se mol her!" und ließ ſich in dieſer Einladung trotz meiner flehentlichen Bitten, in ſeiner Rolle zu bleiben, nicht beirren; ich mußte um den Tiſch herum zu ihm gehen, und dann

ſagte er mir: „Wos ſoll i denn ſchreiwe?" Seufzend brüllte ich ihm ins Ohr, daß ich ihm die Entſcheidung überließe, und dann ſchrieb er den nachſtehenden Lebenslauf:

„Johann Georg Gerlinger, geboren den 19ten Mai 1835 zu Böhmweiler Oberam(t) Gerabronn-Langenburg und von dort nach Ellwage Jagſtkreiß und von Jagſtkreis nach Mergentheim Gamaſchiert und wo ich noch hin will weiß ich noch nicht entweder nach Hamlishagen oder ..... und nach Uffenheim und von dort aus nach München weil dort die Haupt und Reſidenzſtadt iſt."

* * *

In ſeiner Beweglichkeit, und beſonders in ſeiner Fortbeweglichkeit, hatte er längſt auf den Gleichſchritt mit dem Tempo unſeres techniſchen Zeitalters verzichtet. Er ſchlich mit der Miene überlegener Zufriedenheit an zwei Stöcken und machte nach jedem Zehn-Zentimeter-Schritt eine lange Pauſe.

Die Hungerjahre des Krieges kamen und zeitigten harte Notwendigkeiten. Säukuckerle, der zuletzt in der Pfründe Obdach und Nahrung gefunden hatte, ſollte in ſein Heimatdorf abgeſchoben werden, denn auf dem Lande war man den Kartoffeln immerhin näher als in der Stadt. An einem beſtimmten Tage ſollte er morgens um 7 Uhr durch einen Beauftragten abgeholt und per Achſe in die Heimat befördert werden. Da er jedoch mit ganzem Herzen an ſeiner Wahlheimat und dem Schweinemarkt hing, ſo fand der Plan keineswegs ſeine Billigung. An dem betreffenden Tage ſtand er morgens um 5 Uhr auf, ſteckte ſeine Habe in die Taſchen und unternahm um 6 Uhr einen Fluchtverſuch in ſeinem gewohnten Leibtempo.

Der Weg von der im Spitalhofe gelegenen Pfründe bis zum Tore des Spitalhofes war eigentlich gar nicht weit, beſtätigte aber in überraſchender Weiſe die Relativitätstheorie; um 7 Uhr war er noch nicht ganz am Tore angelangt und lief ſtehenden Fußes ſeinem Häſcher in die Arme.

Nun war er in dem ihm fremdgewordenen Böhmweiler. Eines Samstags übermannte ihn die Sehnſucht nach Rothenburg und dem Schweinemarkt. Stumm wandte er Böhmweiler den Rücken und ſuchte den Weg nach Rothenburg. Auf einem Feldwege verließen ihn die Kräfte ..... da kamen mitleidige Engel und trugen ihn zum Himmel.

Der ſchöne Lebensabend

Das Modell des Bildes „Arbeitspauſe" war auch einer von den Bauern der Umgebung Rothenburgs, die in ihren alten Tagen in die lockenden Fangarme der weiland freien Reichsſtadt gerieten, und zwar gedachte dieſer dort die erklecklichen Früchte ſeines ſaueren Schweißes, beſtehend in achtzigtauſend Mark, zu einer wohltuenden Überleitung aus dieſem irdiſchen Jammertal in die zu erwartenden Gefilde der Seligen zu verwenden.

In mehreren Wirtſchaften, in denen er früher an Markttagen Anker zu werfen pflegte, hatte er ſich ſchon ſeit Jahren einige vielverſprechende Erholungsſtätten vorbereitet.

Sein Unternehmungsgeiſt legte das Geld in mehreren nicht ſehr umfangreichen Häuſern an, und befriedigt ſah er mit jedem neuen Hauserwerb ſein Anſehen in den verſchiedenen Stammwirtſchaften wachſen, in denen ſein unentwegter, ſtets polemiſch gefärbter Redeſchwall willige Zuhörer fand.

Als nun in der Inflation die Zeitſpanne der Millionen gekommen war, da holte ſeine wirtſchaftliche Strategie zum großen Schlage aus, denn ſo hohe Preiſe für ſeine Häuſer, wie ſie jetzt geboten wurden, waren nach ſeiner heimlichen Überzeugung nie wieder zu erwarten.

Bis zu den Zahlengruppen der Milliarden, Billionen uſw. war er in den Zeiten ſeines arithmetiſchen Unterrichts nicht vorgedrungen; er kannte ſie noch nicht, lernte ſie aber dann kennen.

Nicht lange danach landete er als hausloſe Schnecke mit leerem Portemonnaie in der ſtädtiſchen Pfründe.

Aber ſein Selbſtbewußtſein litt wenig unter dieſer Schickſalsfügung, und den in der Pfründe üblichen Anweiſungen zu kleinen Hilfeleiſtungen in der Hauswirtſchaft kehrte er ſtandesbewußt energiſch den Rücken und erleichterte n anderen Wirtſchaften ſein über dieſe Zumutungen entrüſtetes Gemüt, indem er mit grimmigem Lächeln und ſchwungvollen Geſtikulationen jedem erzählte, wie er der Oberſchweſter und den Herren von der Stadtverwaltung die Meinung geſagt hätte.

Einigemale erſchien ihm wieder das Glück mit kurzem Lächeln und warf ihm eine Aufwertung aus ſeinen früheren Transaktionen in den Schoß. Dann ſchnellte ſeine Lebhaftigkeit und ſein Weinbedürfnis erheblich in die Höhe, und er beeilte ſich, an ſeinen Stammtiſchen das Geld die Mittlerrolle ſpielen zu laſſen, die ihm erſt ſeinen praktiſchen Wert verleiht.

Aber einmal, als er wieder eine „Aufwerting" ergattert hatte, begegnete er mir mit einem langen, tiefſinnigen Blick; und mit der Miene eines Menſchen, der mit ſich ſelbſt gerungen, in ſeinem Innern gewühlt und einen ganz einſchneidenden Plan gefaßt hat, flüſterte er mir zu, er habe von den 270 Mark 200 Mark auf die Sparkaſſe getragen .... „i maan, es muß net grod alles verſoffe ſein".

Seine neue Kapitaliſtenperiode dauerte nicht lange. Als er merkte, daß die Nornen im Begriffe waren, ihn aus dieſem Daſein herauszuangeln, hob er ſchleunig das Kapitälchen wieder ab, um es noch ſchnell gemäß ſeiner hergebrachten Auffaſſung vom ſchönen Lebensabend zu verwenden.

Im Hausflur (1913)

Grüß Gott (1908)

Pegaſus und Pegaſinus

Loſe Blätter aus ernſten und heiteren Mußeſtunden

Vergißmeinnicht

Am Fenſter ſteht ein blondes Kind
Und träumt der Abendſonne nach,
Sie kühlt die heiße Stirn im Wind —
Das war ein trüber Tag.

Heut zog ein ſchlanker Burſch hinaus,
Der ſeit dem Lenz das Mägdlein minnt,
Er ließ ihr einen zarten Strauß
Als letztes Angebind'.

Und bange ſchaut das blonde Kind
Die blauen Kräutlein an und ſpricht:
Kein Blümlein welket ſo geſchwind
Wie das Vergißmeinnicht.

Mai

Im Abendhauch bewegt ſich lind
Gar mancher weiße Maienzweig,
Darunter wie ein roſig Kind
Ein Pfirſichbäumlein blütenreich.

Die Berge dort am Talesrand,
Die tragen ſchon ihr Nachtgewand,
Aus blauem Duft gewoben.
Bald flimmert fern ein Lichterkranz,
Schon ſtrahlt der goldnen Sichel Glanz
Am Himmel hoch da droben.

Da kommt ein Mägdelein vorbei,
Die ſchauet holder als der Mai,
Errötend und beglückt,
Als ich ihr meinen Gruß entbot;

— Nie hat ein ſchönres Abendrot
Mir Aug' und Herz entzückt.

Maientag

Wie hat in ſeiner Blütenpracht
Der Maientag mich angelacht,
Mich faßte ein Verlangen;
Da bin ich über die Berge hin
Durch Wingert, Wald und Wieſengrün
Gar hoffnungsfroh gegangen.

Weit hallet der Trompetenſchall
Vom Berge durch das Moſeltal,
Da ſaßen ſie beim Weine;
Was rings im Gau ein Liebchen hat,
Das tanzte dort im Sonntagsſtaat,
— Und ich ſah nur die Eine.

Bald fanden da zwei Blicke ſich,
Ihr Antlitz neigte minniglich
Sich roſenrot zum Grüßen;
Das Herz ſchlug mir ſo freudig bang,
Mir klang wie Nachtigallenſang,
Was die Trompeten blieſen.

Und wär' mir weiter nichts beſchert,
Der Lohn war wohl das Wandern wert,
Du Roſige, du Holde!
Das war wohl nicht das letztemal,
So Gott will, daß im Moſeltal
Mein Herz dich grüßen ſollte.

Im Anker

Ich ſah den gemalten Anker an
Und wollte wieder von hinnen,
Da klang das Fenſter, ein Köpflein daran —
Und ſiehe, ſchon bin ich drinnen.

Das Mägdlein ſetzt ſich in Strickpoſitur
Und ſchielet zu mir herüber,
Wir denken: Wäre der Alte nur
Woanders, das wäre uns lieber.

Der ſeltſam verliebte Handwerksburſch

Mit Noten. Begleitung für Gitarre (oder Laute)

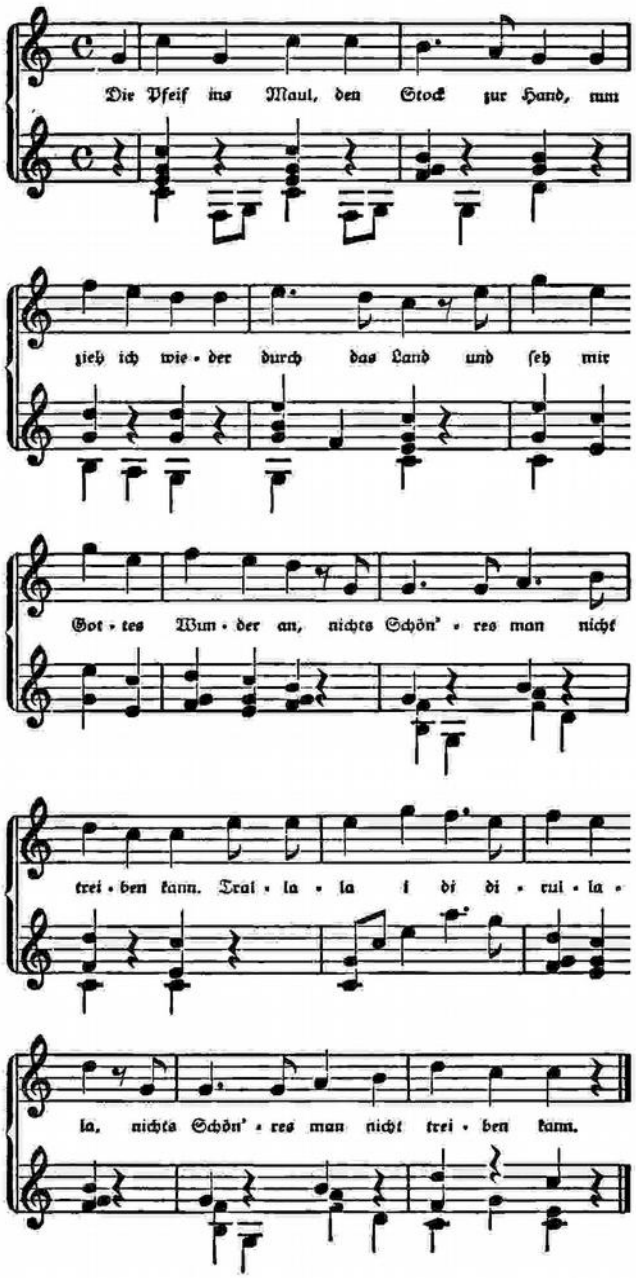
Die Pfeif' ins Maul, den Stock zur Hand,
Nun zieh' ich wieder durch das Land
Und ſeh' mir Gottes Wunder an,
Nichts Schönres man nicht treiben kann.

Trag' meinen Schatz im Hoſenſack;
Bei Meſſer, Geld und Rauchtobak,
Da hat ihr warmes Domizil
Ein Menſch aus einem Kartenſpiel.

Ei, die hat Backen rot und rund,
Gar pfiffig ſpitzt ſie ihren Mund,
Ein Blümlein hält ſie in der Hand,
Faſt kriegt man Luſt zum Eheſtand!

Doch bin ich noch einmal verliebt,
Weil es noch eine andere gibt,
Mit ſchönem Buſen, blondem Zopf,
Die ſitzt auf meinem Pfeifenkopf.

Und komm' ich abends ins Quartier,
Dann ſuch' ich eine Dritte mir,
So ſchön wie eine von den zwei'n,
Die aber muß lebendig ſein.


Die Pfeif ins Maul, den Stock zur Hand, nun
zieh ich wie-der durch das Land und ſeh mir
Got-tes Wun-der an, nichts Schön'-res man nicht
trei-ben kann. Tral-la-la i di di-rul-la-
la, nichts Schön'-res man nicht trei-ben kann.

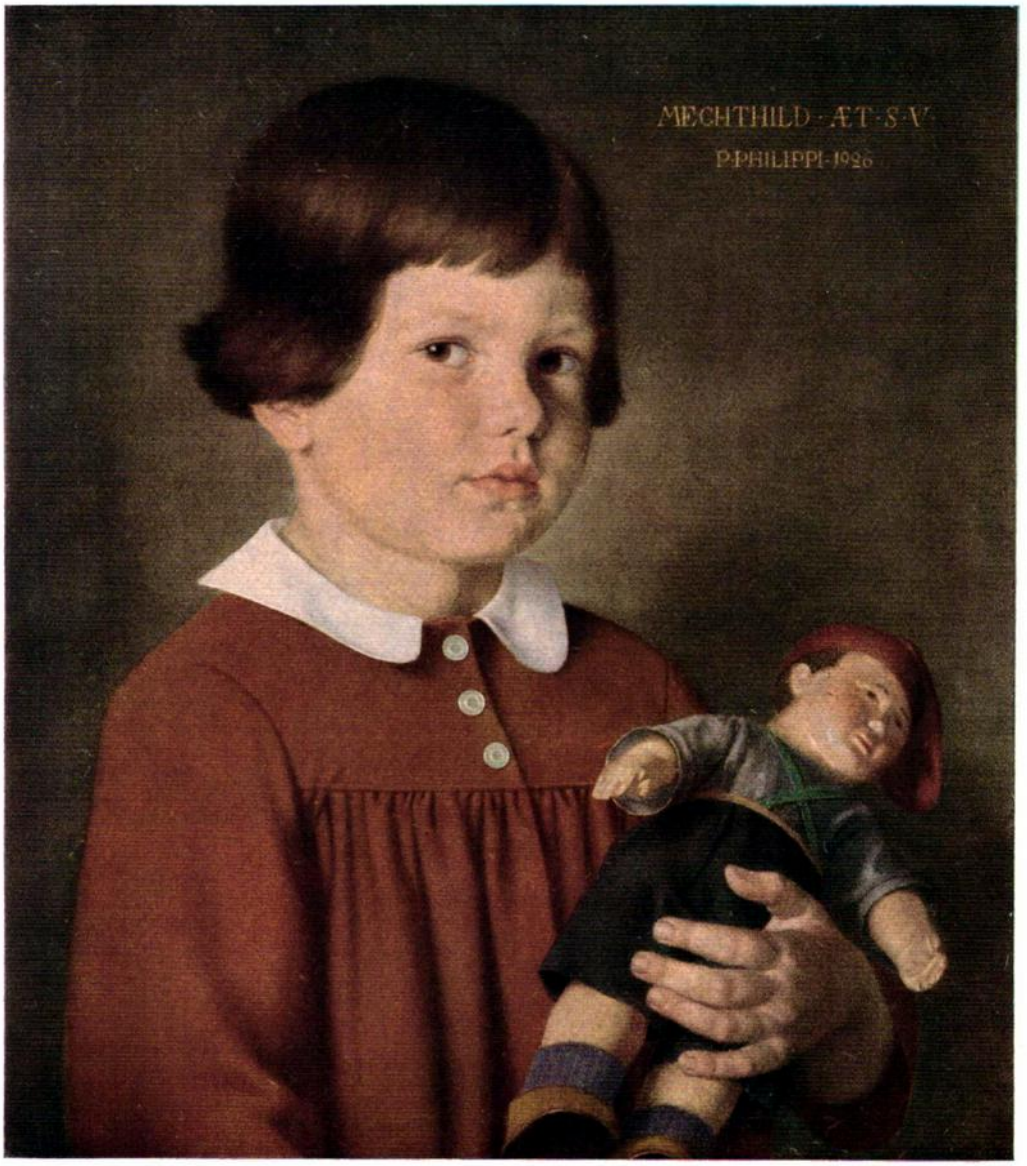
Im „Löwen"

(Währungsdämmerung 1916)

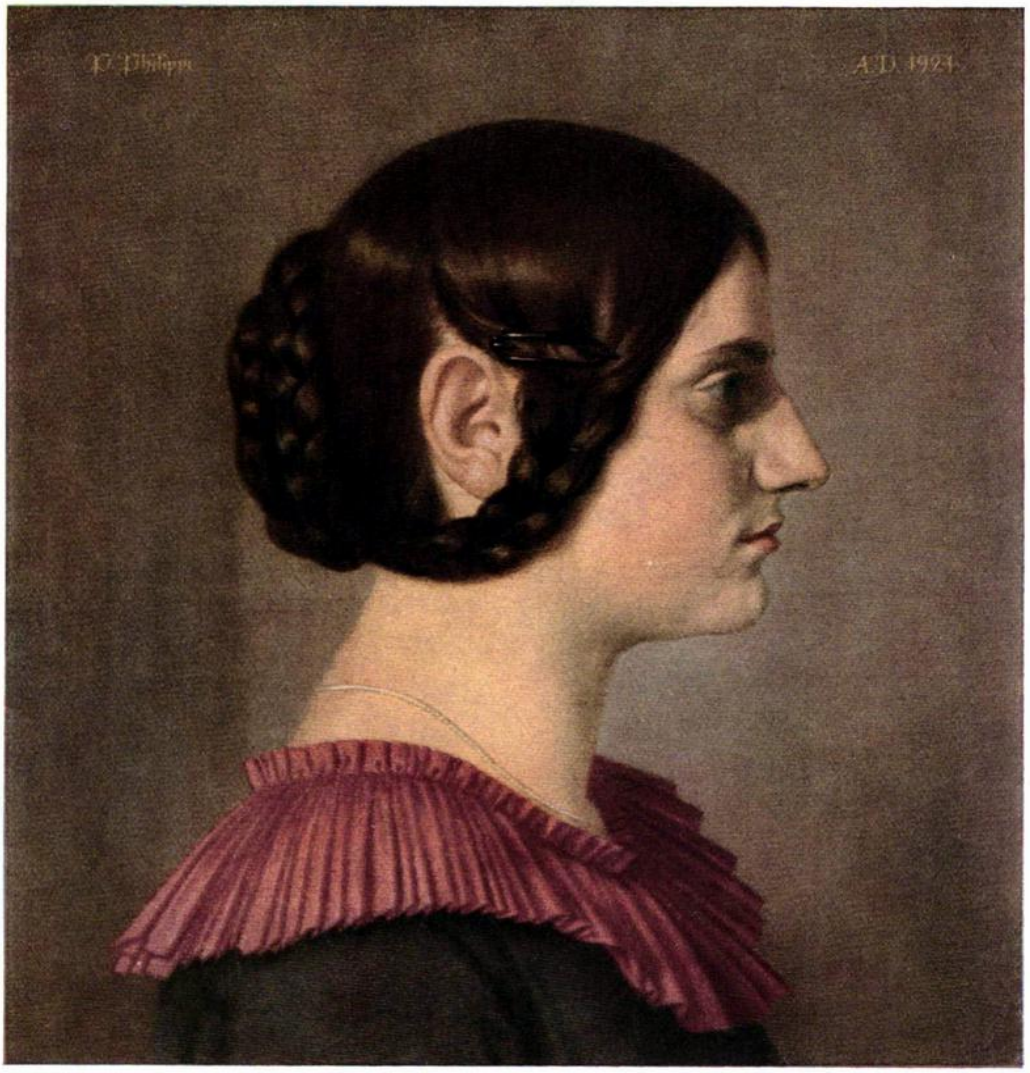
Das iſt im „Löwen" häßlich eingerichtet,
Daß auf der Speiſekarte Preiſe ſtehn,
Wie ſie kein Märchenſchreiber je erdichtet,
Daß einem ſtill die Augen übergehn.

Der Hering übertrumpfet die Forelle,
Die Erbſe wird zum grünen Kaviar,
Bald tritt die Schalkartoffel an die Stelle,
Die ſonſt der Auſter vorbehalten war.

Die Karte hab' ich wehmutsvoll geleſen,
Aß zwei Portionen dann in mich hinein,
Von meinem Hunger wollte ich geneſen,
Behüt' mich Gott — es hat nicht ſollen ſein.



Mechthild (1926)



Meine Tochter (1924)

Im Gaſthof Mondſchein

Schön iſt das Verlangen nach Trank und Speiſe,
Wenn in Bälde uns ſatte Erfüllung winkt.
Leider mindert es ſich allmählich in älteren Jahren,
Und der Vertilgung Maſſe ſchrumpfet zu kleinerem Maß.
Aber wenn der Vagant das Mittagsmahl überhüpfet,
Dann beſchleichet ihn leis abends die ſchlundige Gier;
Und es badet ſich froh die Gurgel in Tunken und Tränken,
Bis ein fröhlicher Rülps endet die kauende Luſt.
Wie dem gefüllten Faſſe der Spund den Rachen verſchließet,
Alſo ſtopfet der Menſch jetzt einen Tobak ins Maul,
Und wie Pythia hüllet er ſich in wallende Wolken . . .
— So im Mondſchein ſitze ich nun und trinke noch eins.

An die Cigarre

(Ein bisher ungedrucktes Gedicht Klopſtocks)

(—) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ (—)

Du Theophraſtens[1] ſpätgeborene Tochter, komm
Und glüh eine Hülle delphiſcher Wolken, giebt es, ſprich,
Giebt es noch Söhne Manas[2], ſprich, wenn anders dir
Einer Zunge Getön verliehn, die deiner entrathen.

Viele, vergeudend Teútonas[3] Gabe, ſchreiten einher
Raſtlos ruhmredig, dir aber tönte keines Barden
Telyn[4], bis ich kam, bis ſangfroh ich meiner Sulamith[5]
Telyns Nerven[6] erregt.

Schneide nicht, Damon, mit ſtumpfem Zahne ähnlich dem Landmann,
Noch mit dem Nagel des Daumens trenne böotiſch die Spitze,
An der glatteren Wandung wird ſich, nimmſt du das Meſſer,
Baß die Lippe ergetzen.

Damon, Meiſter, wie flieht dir vom Munde das künſtliche Ringlein!
So entreißt der Trabant ſich jäh dem feurigen Dunſte[7],
Eh' er zum Sterne ſich ballet — jetzo aber vermählt er,
Jauchz Aëdi[8] dem Schauſpiel ein Lied, geſpenſtig dem All ſich.

Alſo ſchwinden Äonen dahin unhaltbar, gelöſet
In der gähnenden Ewigkeit nimmergeſättigtem Äther.
Unterm Geisblatt indeß — wie lob' ich des Waldmeiſters Odem,
Doch ihn meiſtern Indiens Narden[9] — ſitzen wir beid'.

[1] Theophraſt, Begründer der Botanik. [2] Mana, Mannus, Stammvater der Deutſchen. [3] Teútona, die deutſche Muſe. [4] Leyer des Barden. [5] Die Geliebte aus dem hohen Liede. [6] Die Saiten. [7] Kantſche Theorie. [8] Diminutiv von Aëdon = Nachtigall. [9] Wohlriechende Pflanzen, hier = Tabak.

Schlawinerlieder im Jugendstil
1900—1914

Nocturno Furioso

Ich dichte Stein und Bein zuſammen,
Die Muſe raſt und tobt in mir,
Es ſpritzen blaue Götterfunken
Aus Auge, Naſe, Mund herfür.

Gehetzt von Genien, die mich packen,
Flieg' ich in die Unendlichkeit,
Es ſitzt mir zentnerſchwer im Nacken
Der Geiſt der großen neuen Zeit.

Gepreßt von ſeinen Rieſenfäuſten.
In konvulſiviſchem Kontrakt,
Schwitz' ich aus Millionen Poren
Der Dichtung köſtlichſten Extrakt.

Gewölk von Zigarettenſchwaden
Trägt meinen Sturmgeiſt himmelan,
Der Teufel ſoll mich alkoholen —
Hier kräht ein ganz beſondrer Hahn!

Wenn ich eine Mähne hätte . . .

Wenn ich eine Mähne hätte,
Führe ich mit dem Geſinger
Durch ſie durch, bis ganz nach hinten,
Als ob ich ſie bänd'gen wollte.

Im Scharniere des Genickes
Würd' ich einen Ruck vollenden,
Einen Ruck nach hinten ſeitwärts,
Der bedeutungsvoll erſchiene.

Und mein Auge würd' ich heften,
Wenig vorgebeugten Kopfes,
Bohrend und doch traumverloren,
Auf der Menſchheit Angeſicht.

Und dann nähme ich die andre
— Nämlich von den beiden Händen —
Und begänn' auf dieſer Seite
Dann die gleiche Tat aufs neu'.

An Sonja

Sonja, hörſt du meine Stimme?
Nein, du hörſt ſie nicht,
Deines Ohres Knorpelmuſchel,
Allzu fern für mein Getuſchel,
Hängt ſie dir am Angeſicht.

Sonja, hörſt du meine Stimme?
Ja, du höreſt ſie;
Nicht mit Telemegaphonen —
Meinen Seelenſchrei vertonen
Sehnſucht dir und Sympathie.

Auf des Äthers Zitterwellen
Fährt ein Paſſagier:
Von meinem Ich ein Fluidum,
Das hüpfet ſtumm um dich herum,
Sprich, wie wird es dir!

An die Ferne

Sonja, zwiſchen uns paarigen
Oh, diſtanzelt es ſchmerzig —
Fünfhundertkilometriger Raum
Gähnt eine reizloſe Wüſte
Zwiſchen deinem und meinem Gelipp.

Leiblich-okularer Geſchloſſenheit
Ängt meine Seele nach dir,
Und dein Auge — vernehmlich fühlbar
Sternt es mich an,
Höhnt allen Weiten.

Ich erlauere den Tag,
Da das Gähnende ſchrumpfet,
Da ich leiblich-okular
Dich beblinzelnd,
Deiner Nähe gewiß,
Befriedigt die Nüſtern blähe.

Die verdorbene Auſter

Wohl ſeh' ich ferne heller Lichter Strahl,
Vom Geigenton erzittert meine Schale,
Nobilitäten ſitzen dort beim Mahle,
Doch mich trägt Niemand, Niemand in den Saal!

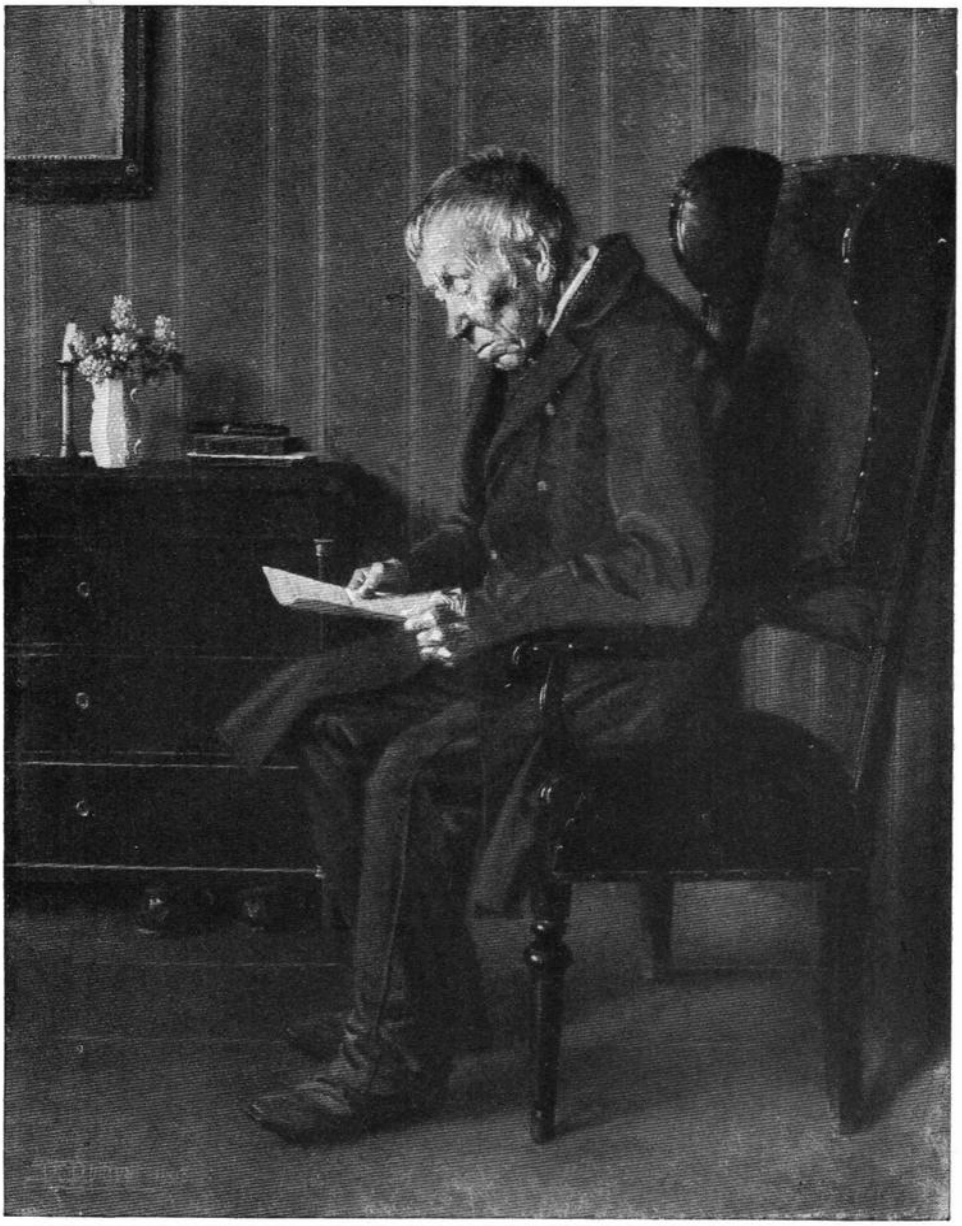
Elf Schweſtern hatt' ich, hundertzwanzig Baſen,
Ravennas Fechtern gleich erſehnten wir den Ruhm
Im Tode vor erlauchtem Publikum,
Fluch allen Köchen, Fluch den Schnüffelnaſen!

Er roch mich an, und der Barbarenhand
Ging eine Weiſung, ſcheint es, von den Nüſtern,
Abſcheulich klang ſein ungebildet Flüſtern,
Durchs Fenſter flog ich weithin in den Sand.

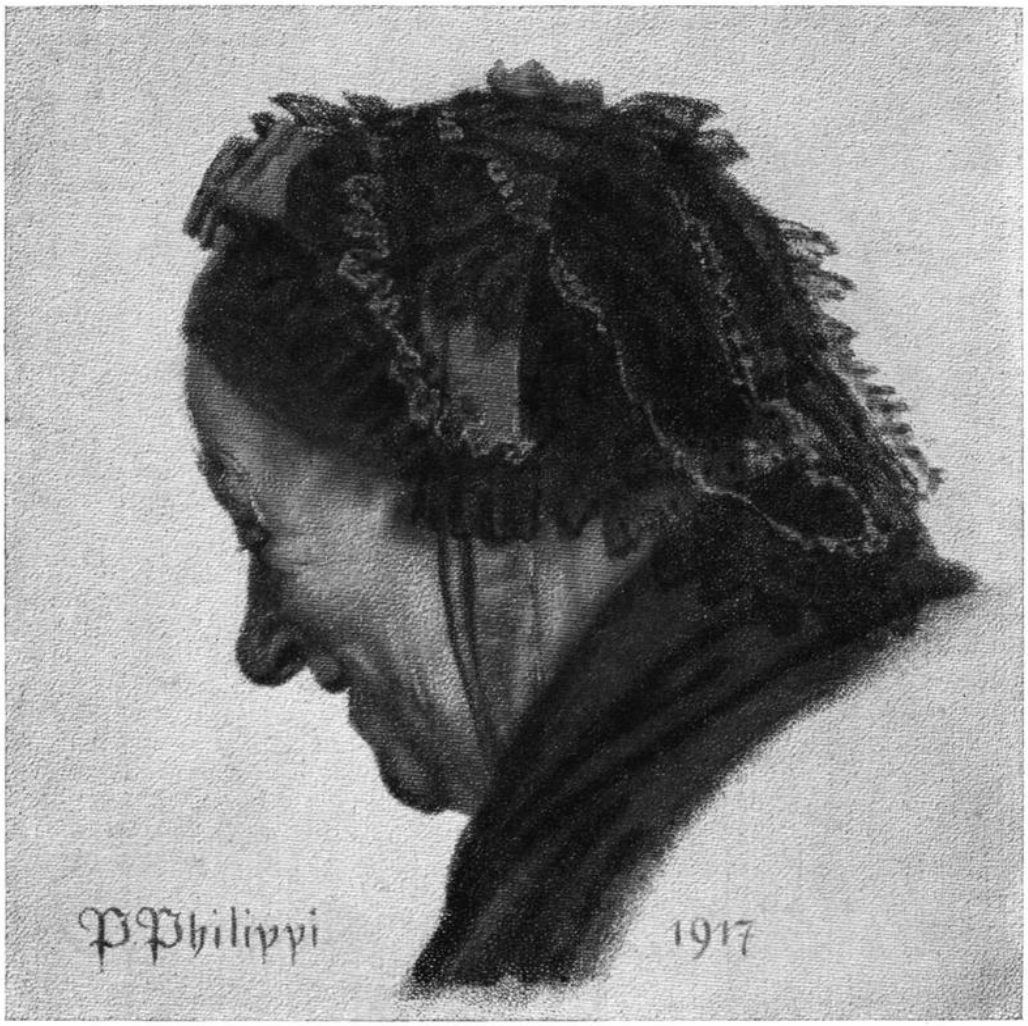
Hin iſt der Wahn — der Glanz der Etikette,
Ach, nie marſchier' ich an der Spitze beim Souper!
Hier lieg' gleich Job ich neben dem A B,
Mit dem Proleten duft' ich jetzo um die Wette!

Nikolausmarkt (1901)

Studie zu Morgenſtunde (1904) 16

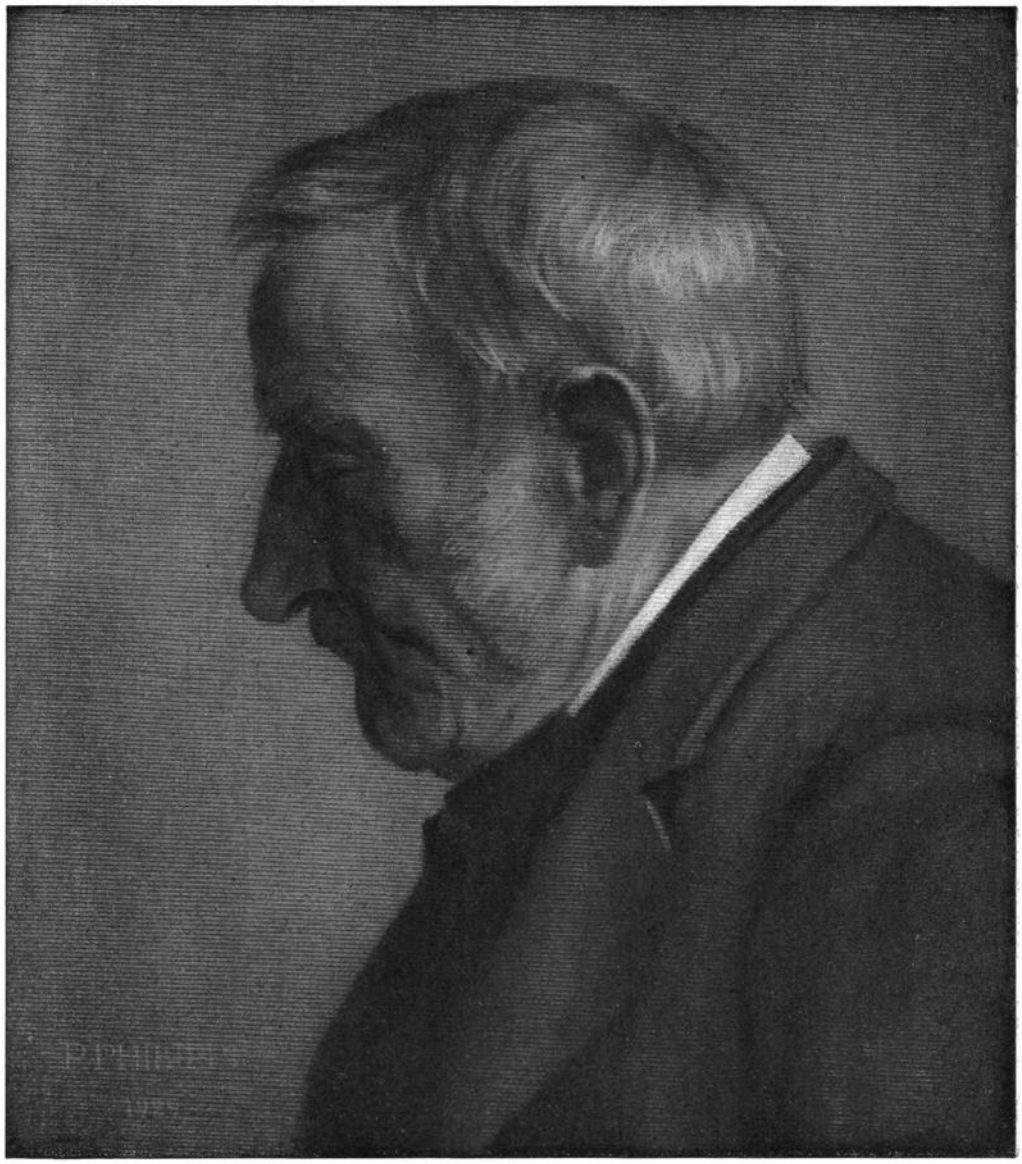


Das Schriftstück (1908)



Lachende Frau (Studie) 18

Am Stammtiſch (1937)



Studienkopf (1929)

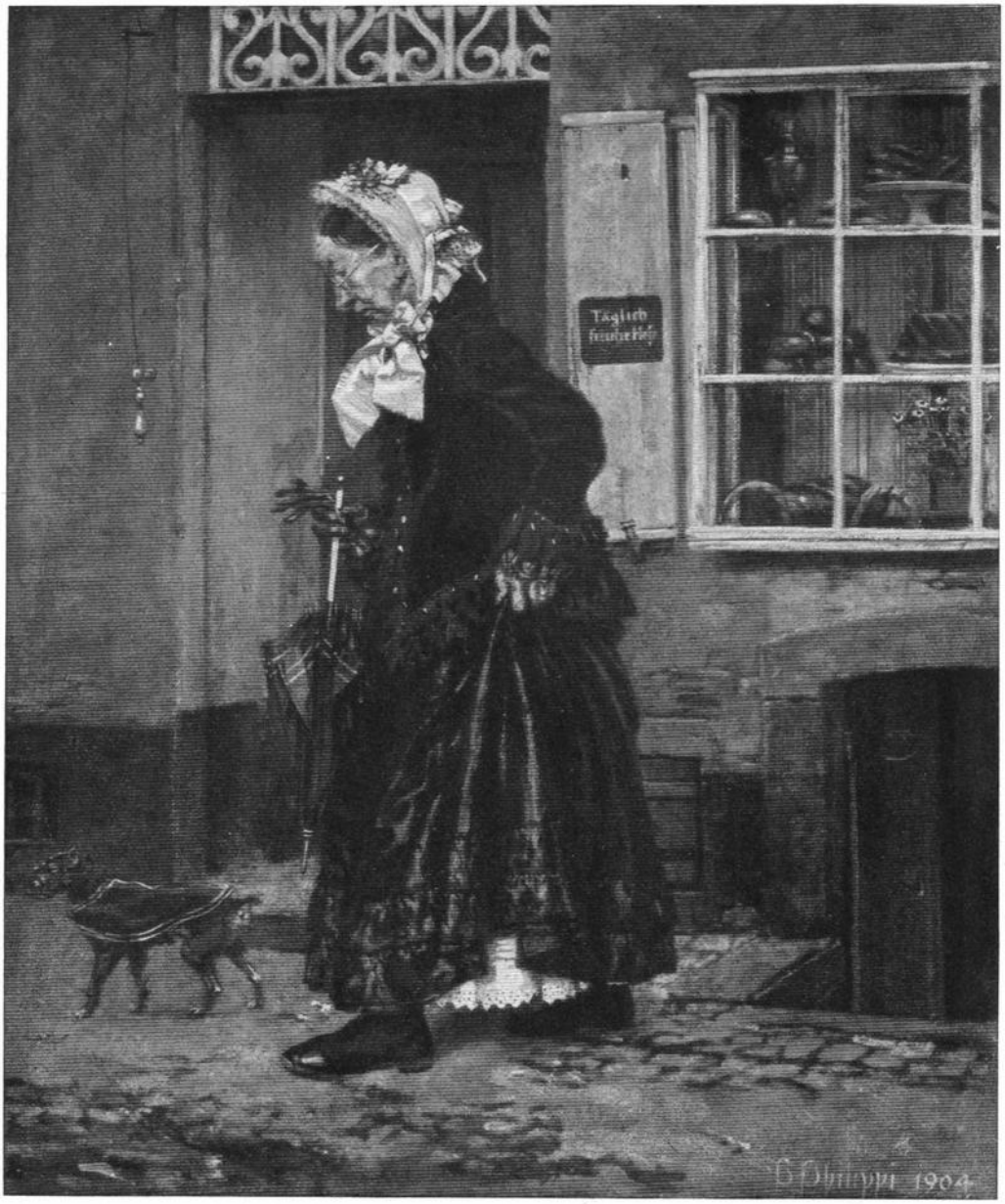
Tante Adelchen (1899)

Der Ortsvorsteher (1910)

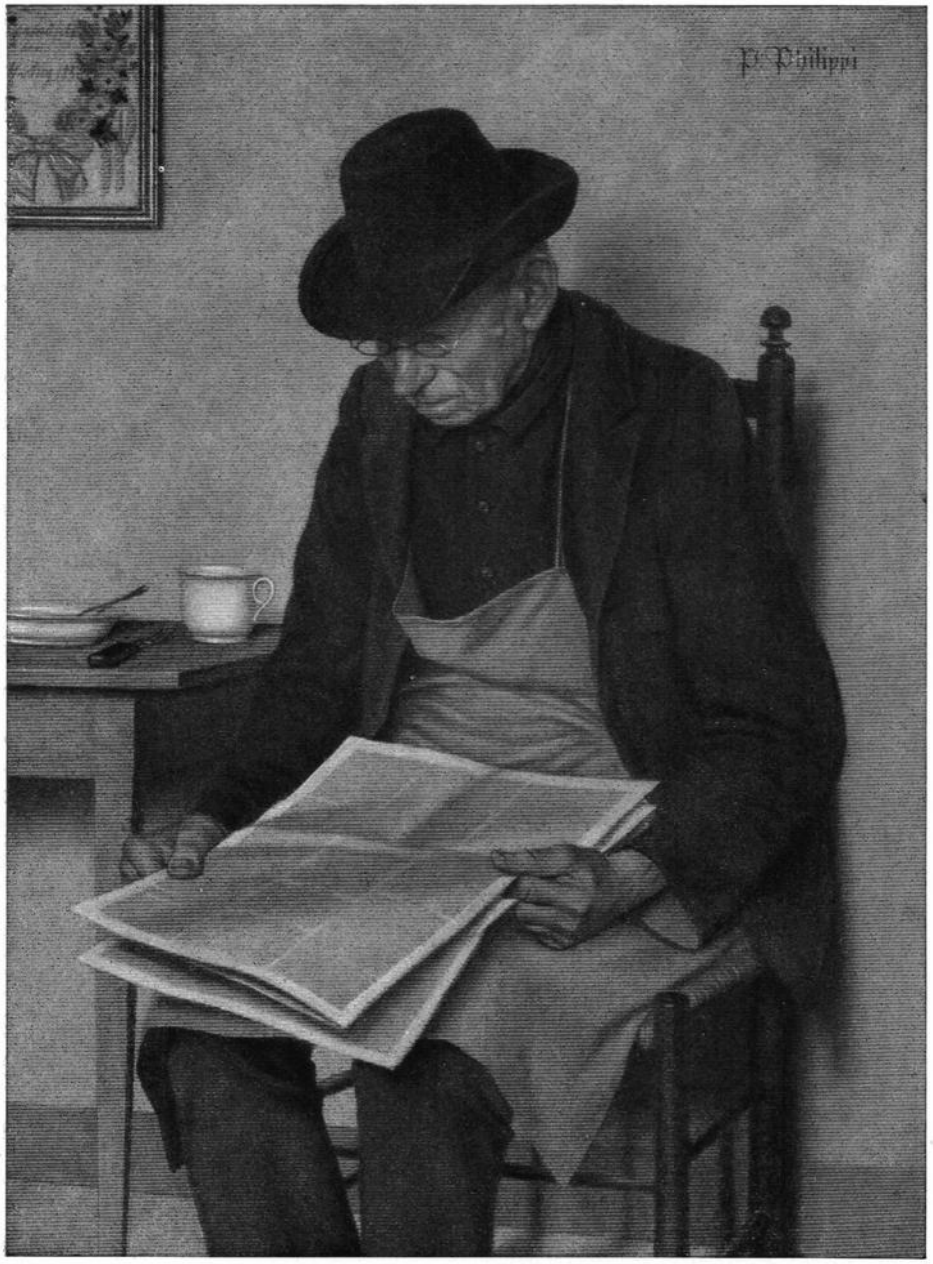
Am Philoſophenweg (1895)

Studienkopf zu: „In der Sommerfrische"

In der Sommerfriſche (1911)

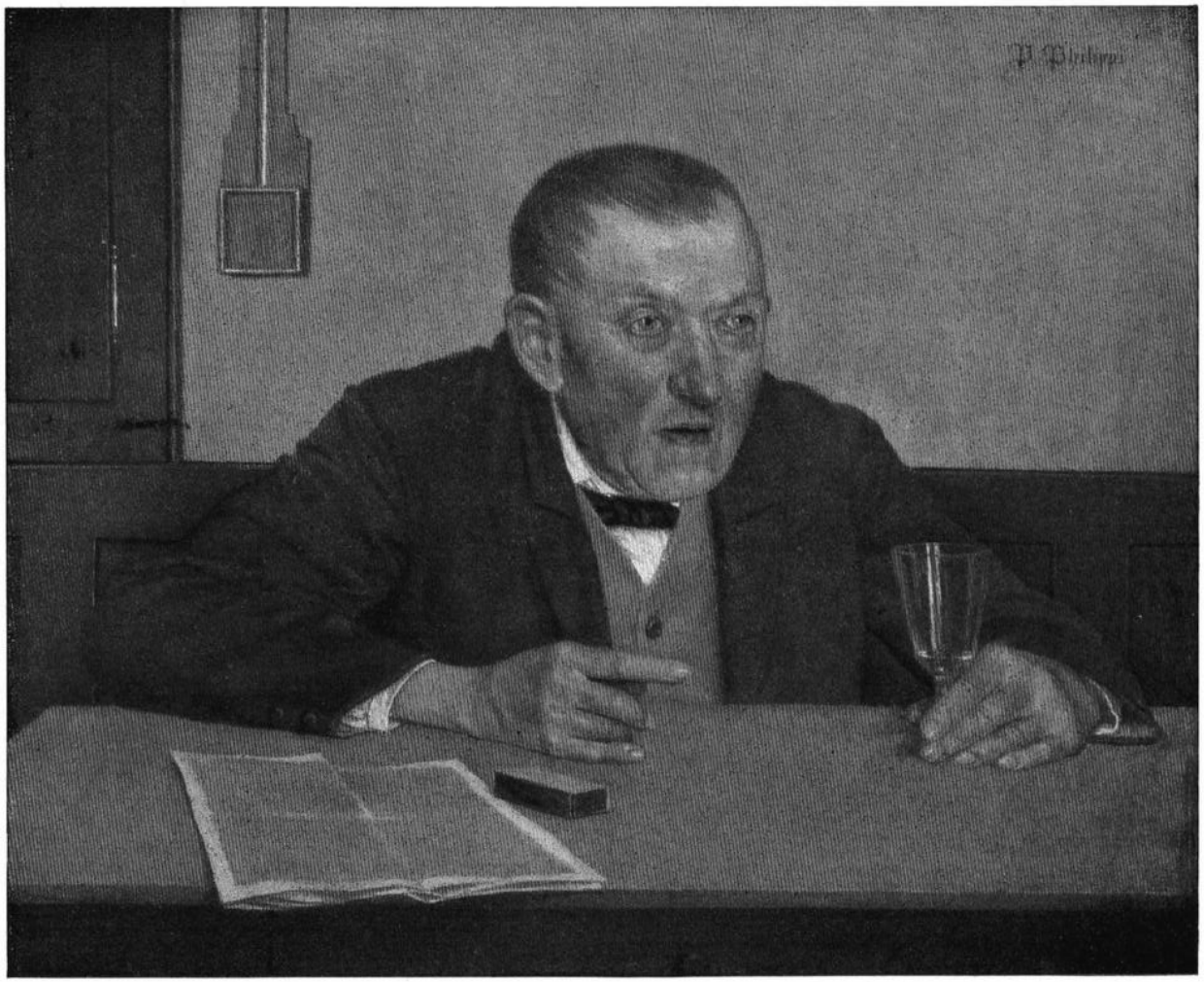


Tante Lotte (1904)

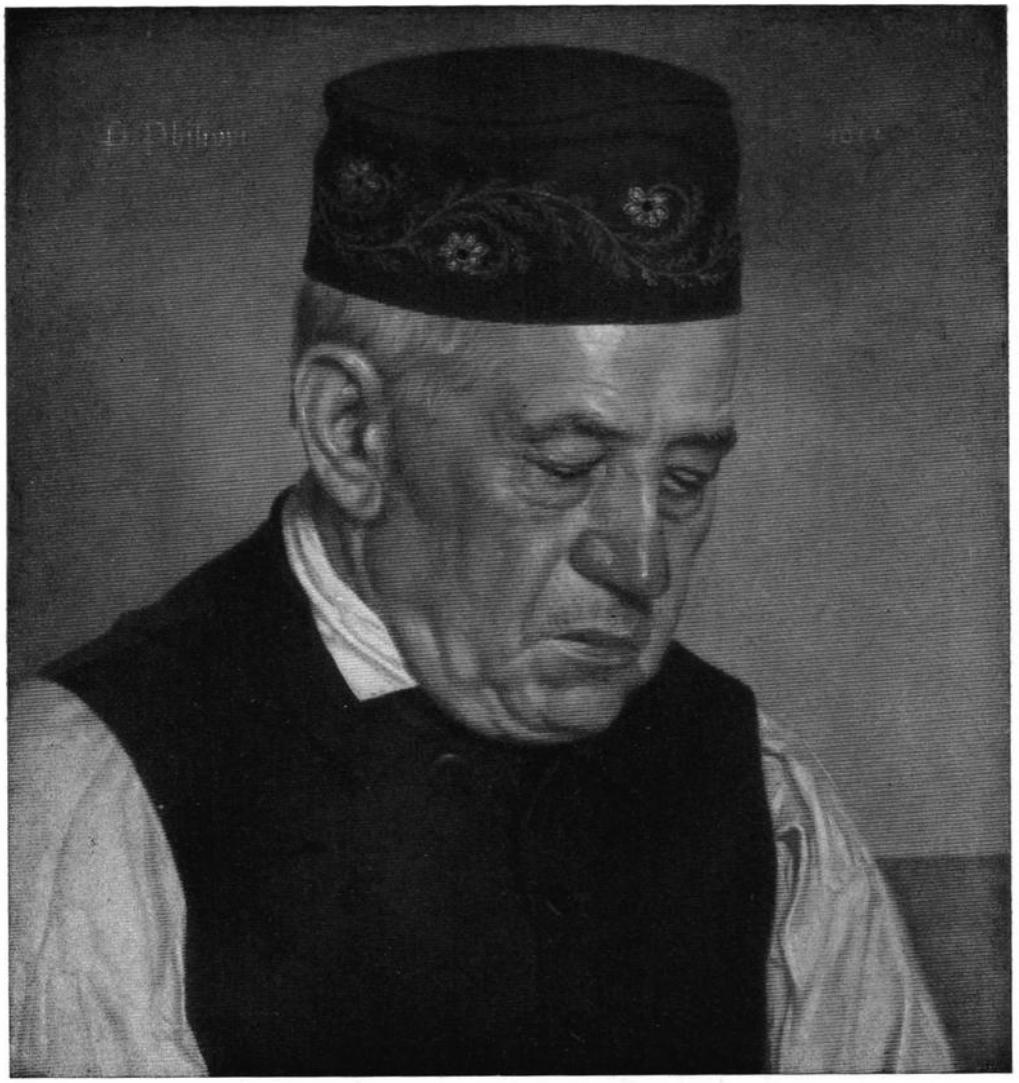


Arbeitspause (1925)

Ännchen von Tharau (1906)



In angeregter Unterhaltung (Studie) 1936

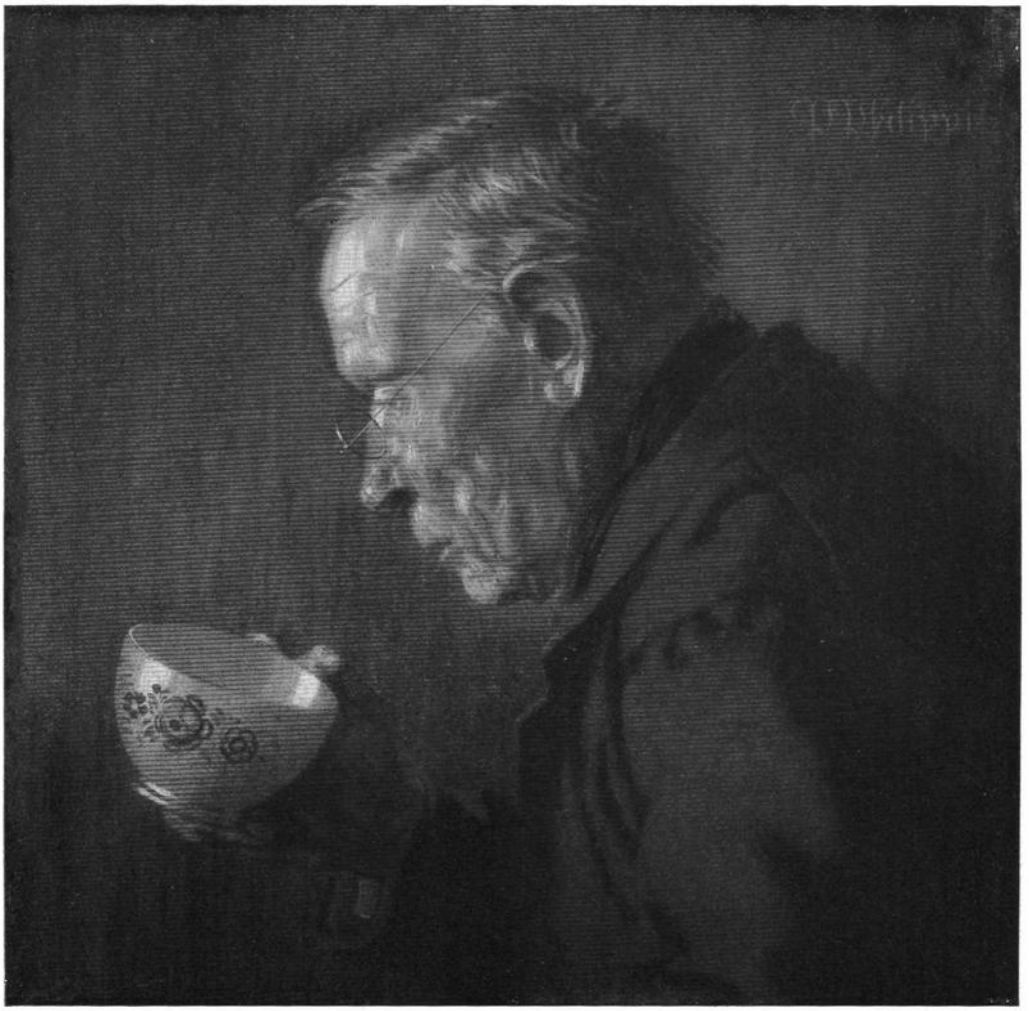


Mann mit Hauskäppchen (1914)

Beſuch (1902)

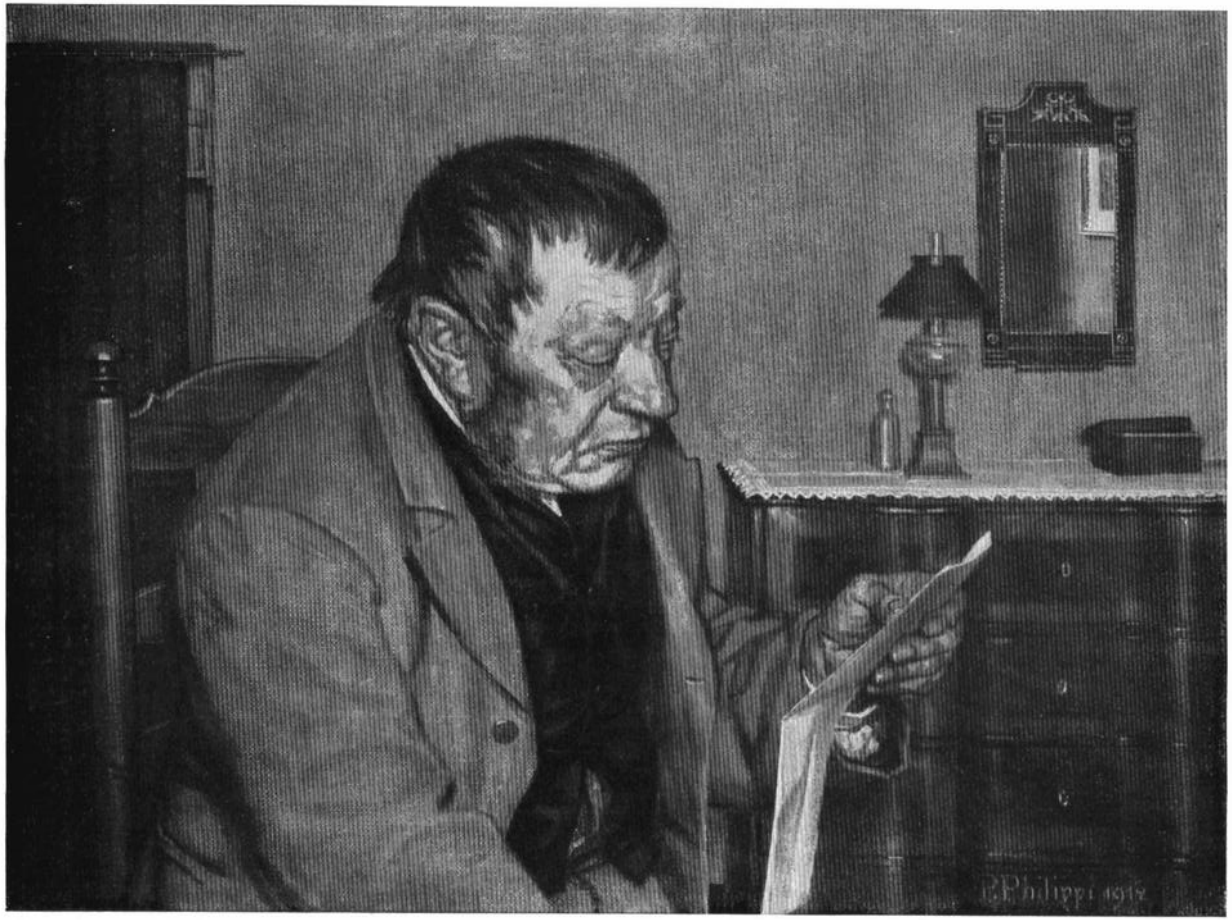
Alter Mann mit Hut (1934)

Winkelweisheit (1903)



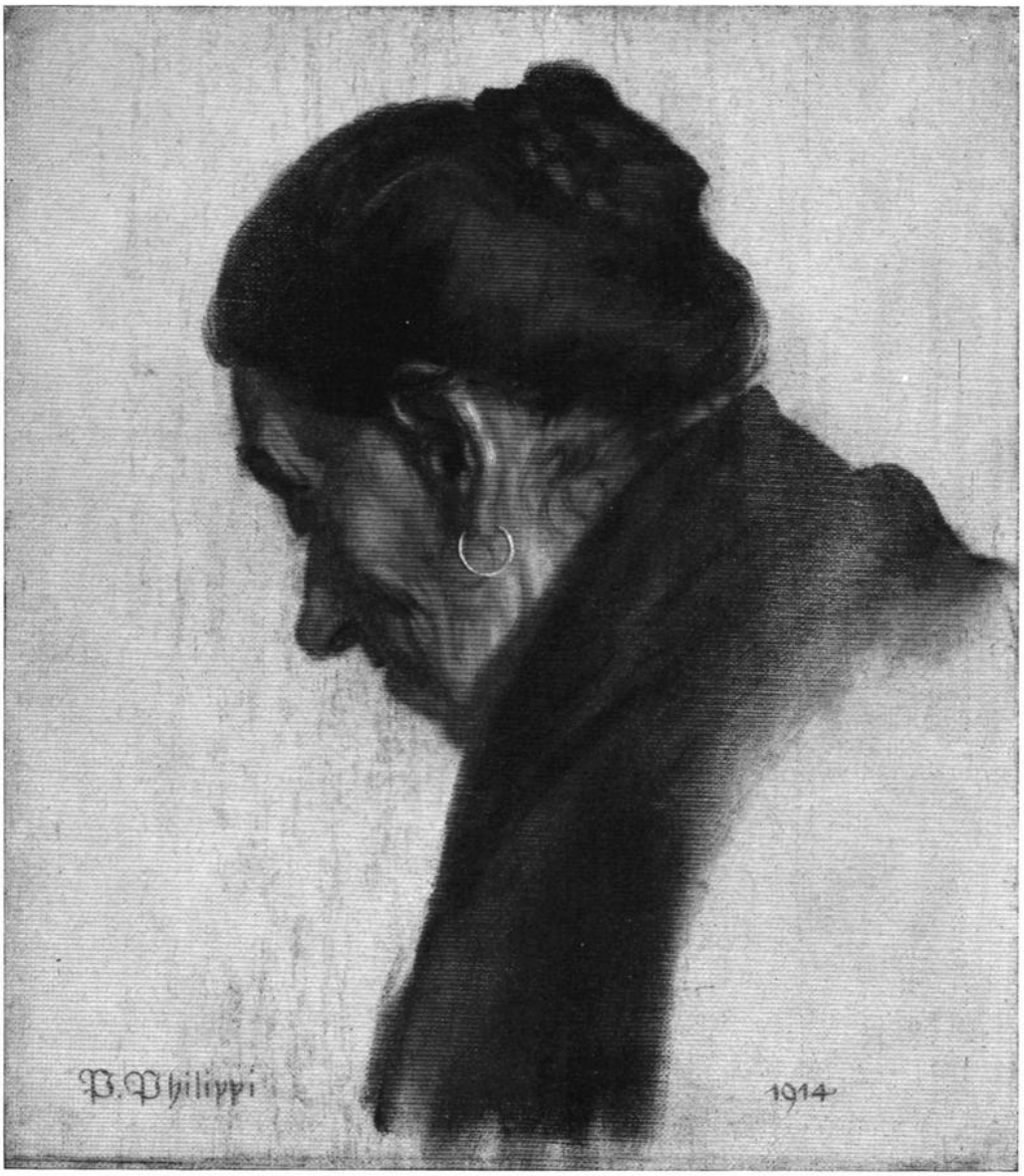
Mann mit Tasse (1910)

Weihnachtsmarkt (1904)



Lesender Mann (1912)

An der Haustüre (1899)



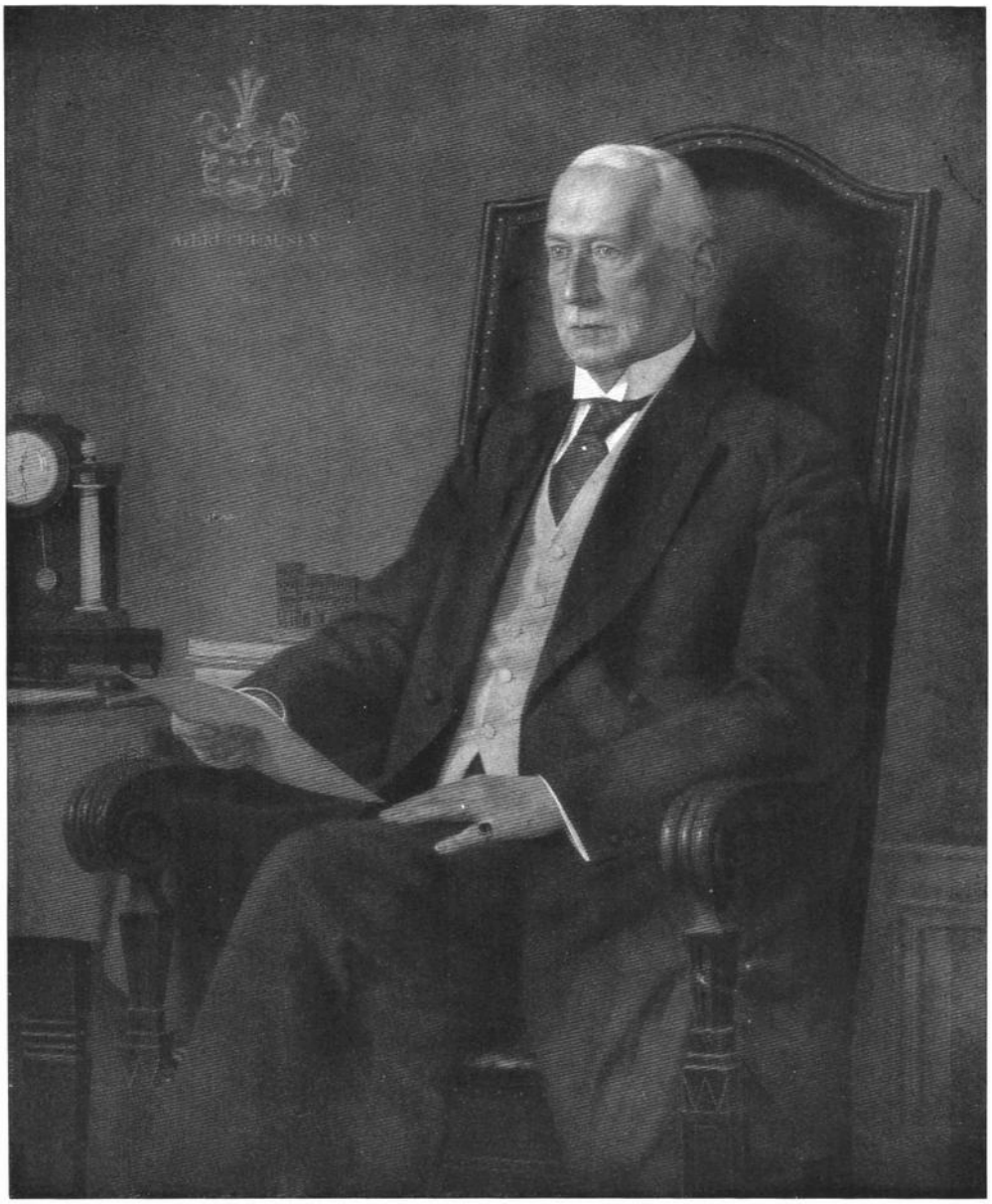
Studie zu: „Beim Krämer" (1914)

Der Landwirt (1912)

Mann mit langer Pfeife (1928)

Hinterm Ofen (1902)

Bildnis F. M. (1927)



Bildnis v. B. (1926)

WALTER HÄDECKE VERLAG
WIIV